1. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 9



Kattowitz, den 24. Dezember 1932

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kyzia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.







Weihnachten, das Fest der Liebe.



Wie ein Traum aus Kindertagen erscheint uns heute das Weihnachtsfest — das Fest der Liebe, das Fest der Freude in einer Zeit furchtbarster Not. Wer, der um unsere Not weiß oder sie in ihrer ganzen Schwere selbst zu spüren bekommen hat, vermag noch aus freiem gläubigen Herzen das schöne alte Weihnachtslied zu singen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit"?

Und doch, gerade in einer Zeit wie der heutigen, dürfen wir nicht nur, sondern **sollen** wir Weihnachten feiern. Nicht aber heißt das, sich verlieren in Äußerlichkeiten, im Nehmen und Geben, Weihnachten feiern heißt, den Glauben wieder gewinnen: „Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die **allem** Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids."

Wie viele, viel zu viele, die sich Christen nennen, haben die richtige Einstellung zum Weihnachtsfest verloren. Sie sind innerlich so bitter arm geworden, daß sie den wirklichen Sinn der Weihenacht einfach nicht mehr erfassen können. Alles äußere Richten des Festes, aller Glanz ist sinnlos, wenn keine Liebe dabei ist. Mögen wir uns noch so viel „Frohe Weihnacht" wünschen und noch so viele Geschenke aufbauen und hätten keine Liebe im Herzen, so wäre Weihnachten nichts. Wenn wir auch noch so arm an irdischen Gütern sind, haben aber der Liebe, dann sind wir reicher und glücklicher als alle, die von Not und Sorgen noch verschont geblieben sind. Wir müssen nur wieder lernen, uns am Kleinen zu freuen, an dem einen Weihnachtslichtlein, das das arme Kind am Fenster eines Palastes erhascht und es glückselig macht; das Licht, das in sein trauriges Herz hineinstrahlt: das Christkind ist gekommen, und ist auch zu uns gekommen mit seiner großen Gnade und Barmherzigkeit, mit seiner beispiellosen Liebe, die ihre höchste Vollendung im Opfertod am Kreuze fand.

Wie unendlich weit sind wir heute von richtigem Erleben der Weihnacht entfernt, wie wenig verspüren wir von diesem Mysterium der Liebe. Nichts Besseres können wir unserem Volke zum

diesjährigen Weihnachtsfest wünschen, als daß solche Liebe unsere von Weh und Leid durchwühlten Herzen wieder fester und tragfähiger mache für alles Schwere, durch das wir noch hindurch müssen. Was brauchen wir in der heutigen Zeit mehr als Licht und Wärme, gegenseitiges Verstehen und Helfen.

Wenn daher die Weihnachtsglocken durch die Lande klingen, wollen wir unsere Herzen und Seelen der heiligen Botschaft nicht verschließen, sondern erst recht, weil die Not so groß ist, Weihnachten feiern, aber ein Weihnachten in der rechten Weise: Im Bekennen zur Liebe, im frohen Hoffen und im Glauben an das Licht.

„Weihnacht feiern heißt nach Hause kommen,
Wärst du draußen auch in Not und Nacht,
In dem Stern, der über Bethlehem entglommen,
Ward der Welt das Weihnachtslicht gebracht.
Mag auch Finsternis die Erde decken,
Dunkelheit die Völker hüllen ein,
Horch, ein Klingen will das Herz erwecken,
Komm nach Hause, es will Weihnacht sein."

Was in der Welt geschah

Eine unterirdische Kirche in Wien

Unter der Augustinerkirche in Wien wurde eine völlig vermauerte und in Vergessenheit geratene Unterkirche entdeckt. Man fand einen prachtvollen Renaissancealtar aus feinstem Sandstein in Höhe von 4½ Metern, fast unbeschädigt, der zweifellos von einem Künstler der österreichischen Bildhauerschule stammt. Die Unterkirche, die den Altertumsforschern und Kirchenhistorikern unbekannt war, ist von Einbrechern und Dieben entdeckt worden. In Nischenräumen stehen zahllose Särge, zum Teil in Kupfer getrieben, mit Löwenköpfen und Engeln verziert. Die Totengebeine liegen wüst herum, in einem Sarge liegt leuchtendes goldblondes Lockenhaar, erstaunlich gut erhalten, während die Leiche völlig vermodert ist. Wahrscheinlich wurden die Särge hier im 17. Jahrhundert aufgestellt. Viele trugen adlige Namen. Die Einbrecher haben die Gruft wahrscheinlich 1873 entdeckt, wie aus einer mit Bleistift an die Mauer geschriebenen Jahreszahl zu entnehmen ist. Sie haben die Särge aufgebrochen und die Toten wahrscheinlich ihres Schmuckes beraubt.

*

Brandbomben auf friedliche Stadt

Aus Mexiko wird gemeldet, der mexikanische Gesandte in Washington sei angewiesen worden, bei der amerikanischen Regierung vorstellig zu werden, weil amerikanische Flieger bei einem Luftmanöver die mexikanische Stadt Tiajuana überflogen und Brandbomben abgeworfen hätten, wodurch mehrere Häuser zerstört worden seien.

*

Durch Benzingase getötet

Ein schwerer Unglücksfall, der fünf Todesopfer forderte, hat sich in der ungarischen Gemeinde Felsöcser zugetragen. In der der Gemeinde gehörenden Kohlengrube waren Arbeiter mit der Reinigung eines Brunnens beauftragt. Sie hatten zu diesem Zwecke im Brunnenschacht einen Benzinmotor angebracht. Infolge fahrlässiger Wartung entströmten dem Motor Benzingase, die fünf Arbeiter töteten, bevor noch Hilfe herbeikam.

*

Ein Mann holt drei Kinder aus einem brennenden Haus

Einen schönen Beweis von Mut und Tapferkeit gab bei einem Brand in dem Eichsfeld-Dörfchen Thalwenden bei Kassel der Landwirt Hubert Hüenthal durch Errettung dreier Kinder vor dem sicheren Flammentod. In der Villa des Fabrikanten Fromm brach ein Feuer aus, das sich, vom Dezembersturm angefacht, mit außerordentlicher Schnelligkeit in dem Fachwerk weiterfraß und die Treppe in Flammen aufgehen ließ. Hüenthal drang ohne jeden Schutz über die brennende Treppe in das Kinderzimmer, wo die Kinder, von den Flammen eingeriegelt und vom Rauch halb betäubt, jämmerlich schrien. Er faßte zunächst das fünf Wochen alte Töchterchen des Fabrikanten und sprang mit ihm aus dem ersten Stockwerk in den 5 bis 6 Meter tiefer gelegenen Garten. Dann erkletterte er zweimal unter Lebensgefahr die Außenwand des Hauses, um die beiden anderen Kinder, einen Bub und ein Mädel, sicher in den Garten zu bringen. Der mutige Mann erlitt selbst schwere Brandwunden bei seinem Rettungswerk.

*

China verbietet Harems

Nach einer Entscheidung des chinesischen Justizministers in Schanghai sind Harems in China nicht mehr legalisiert. Zweite oder dritte Frauen finden rechtlich keine Anerkennung. Monogamie ist jetzt die einzige legale Eheform nach chinesischem Recht. Frauen, deren Ehemänner sich zum zweitenmal verheiraten, können die Ehescheidungsklage einreichen. Von der neuen Entscheidung werden schätzungsweise vier Millionen Frauen betroffen.

*

Kolonie reicher Menschenfeinde

Der amerikanische Milliardär Martin Right soll nach einer französischen Meldung aus Madrid der spanischen Regierung vorgeschlagen haben, ihm die Insel Cabrera der Balearengruppe zu verkaufen. Die wenigen Bewohner dieser 5 Kilometer langen Insel will Right gegen eine entsprechende Entschädigung aussiedeln und dort eine Kolonie reicher Menschenfeinde gründen. Die Zahl dieser Sonderlinge darf 20 nicht überschreiten. Angeblich sollen bereits viel mehr Bewerber vorhanden sein. Für die neuen Bewohner von Cabrera ist eine strenge Hausordnung vorgesehen. Erstens müssen sie sich, soweit sie verheiratet sind, scheiden lassen; zweitens dürfen sie weder Freunde einladen, noch sich gegenseitig besuchen. Jeder erhält eine völlig abgeschlossene, dafür aber mit dem modernsten Komfort ausgestattete Villa. Frauen dürfen die Insel überhaupt nie betreten. Außerdem ist die Einfuhr von Musikinstrumenten, Hunden, Katzen, Papageien und — Kindern verboten. Die Verpflegung der Menschenfeinde wird von einer Hauptküche geregelt. Voraussetzung für die Verwirklichung dieses Plans ist aber die Einwilligung der spanischen Regierung.

Mond und Landwirtschaft

Frau Lilly Kolisko, die am Goetheanum in Stuttgart erfolgreiche Experimente über den Einfluß des Mondes auf das Wachstum der Pflanzen gemacht hat, ist in London eingetroffen, um englischen Ackerbauinteressenten über ihre Erfolge zu berichten. Frau Kolisko erklärte Pressevertretern, daß sie festgestellt hat, daß Pflanzen, die viel Feuchtigkeit zum Wachstum brauchen, schneller wachsen, wenn sie zwei Tage vor Vollmond gesät werden. Werden sie genau am Tage des Vollmonds in die Erde gebracht, so dauert ihr Wachstum ungefähr 12 Tage länger. Wenn man z. B. Bohnen zwei Tage vor dem Vollmond sät, ist nach ihren Experimenten die Ernte doppelt so groß, als wenn sie unter einer anderen Mondkonstellation ausgesät werden. Pflanzen, die wenig Feuchtigkeit brauchen, wie z. B. Kartoffeln, werden am besten bei abnehmendem Mond in die Erde gebracht.

*

Katastrophe eines Eisbrechers

Ein russischer Küsteneisbrecher, der am 24. Oktober aus Archangelsk auslief, wurde seitdem vermißt. Die ausgesandten Expeditionen fanden jetzt an der Küste, etwa 50 Meilen von Archangelsk, ein Rettungsboot des Eisbrechers mit sieben Mann der Besatzung, die erfroren waren. Ferner wurden Trümmer des zweiten Rettungsbootes gefunden. Von dem Eisbrecher selbst konnten keine Spuren entdeckt werden. Der Eisbrecher hatte 39 Mann Besatzung, von denen niemand der Katastrophe entronnen ist.

*



Knecht Ruprecht kommt

Der Acker spricht

Von der großen Not der Dörfer

Anselm Kytzia-Chelm.

Ein altes Sprichwort lautet: Hat der Bauer Geld, hat es auch die ganze Welt. Man darf das Sprichwort eigentlich nicht zu wörtlich nehmen, denn das hieße, den Bauer überschätzen.

Dieses Sprichwort ist doch wohl anders zu deuten. Es will sagen, daß, wenn der Bauer Geld hat, sich das ganze Wirtschaftsleben im guten, gesunden Gleichgewicht befindet und man kennt in einer solchen Zeit keine Wirtschaftskrisis.

Schon seit langen Jahren befinden wir uns in der Wirtschaftskrise und es ist nicht abzusehen, wann sie beendet sein wird. Der Wirtschaftskrise geht in der Regel eine landwirtschaftliche, die sogenannte Agrarkrise voraus. Dieser Vorläufer unserer heutigen Krise reicht bis vor vierzig Jahren zurück, bis in die Zeit, in der die Landflucht einsetzte, die zur Uebervölkerung der Städte führen mußte.

Denn das Land bringt mehr Nachwuchs hervor, als es beschäftigen und ernähren kann. Solange die Stadt nur den Ueberschuß der ländlichen Volkskraft in sich aufnimmt, ist diese Bewegung nach der Stadt gesund und unentbehrlich; denn der Abzug des Ueberschusses ist für das Land ebenso notwendig, wie es der Zuzug für die Stadt ist. Die Abwanderung sollte darum nicht über das Bedürfnis der Ergänzungsnotwendigkeit der städtischen Bevölkerung hinausgehen, wie sie auch das Land nicht von Arbeitskräften entblößen sollte. In Wirklichkeit ist sie aber über dieses Maß weit hinausgegangen.

Je mehr eine Kultur zur Zivilisation wird, je größer der Zuzug nach der Stadt wird, um so schwieriger wird die Lage der Ackerbauer; denn sie können für ihre Erzeugnisse keine gerechten Preise erzielen, müssen aber alles, was sie für ihr Leben und ihre Wirtschaft brauchen, teuer bezahlen und die Folge davon ist eine Verarmung des Bauernstandes.

Der Bauer wird für seine Ackerproduktion ungerecht entlohnt. Nach den Wirtschaftstheorien müßte das Gegenteil eintreten, denn je mehr Verbraucher, desto größer die Nachfrage, und die große Nachfrage erhöht die Preise. Die Wirklichkeit sieht aber anders aus. Die Zahl der vom Acker Zehrenden wächst schneller als die der Erzeuger. Zugleich setzt eine Verfeinerung des Lebens und seines Unterhalts ein. Der Acker aber bleibt bei seinen Traditionen und macht den neuen Wandel nicht mit, wenigstens nicht in diesem raschen Tempo. Er produziert zu wenig und zu primitiv; seine Erzeugnisse sind unzureichend und bilden keine Qualitäten; deshalb werden sie nur schlecht bezahlt. Bei diesem Mißverhältnis zwischen Geld und Ware und Ware und Geld wird der Bauer einer rücksichtslosen Ausbeutung unterworfen, die sich bis zur Vernichtung seiner Daseinsbedingungen steigern kann.

Dieser Vorgang spottet jeder vernünftigen Begründung; denn er gereicht auch den Städten zum Schaden. Jede Vernichtung des Bauernstandes wird auch den Städten zum Nachteil.

Die Naturalwirtschaft des Landes wird gegen die reine Geldwirtschaft der Stadt vertauscht und so lange sich die Industrie guter Konjunktur erfreute, ging es diesen Menschen, die den Acker verließen, gut. Aus dem Glück von einst ist in den letzten Jahren ein Elend geworden.

Die Instinkte der Masse und des Geldes beherrschen das Leben der Stadt, und die Stadt beherrscht wiederum das Land und seinen Acker. Die Masse will seine Erzeugnisse billig haben, und deshalb begünstigen der Staat und die Gemeinden die Einfuhr von Lebensmitteln aller Art, die, weil sie unter anderen, billigeren Bedingungen erzeugt sind, die Preise der heimischen Produktion unterbieten und herabdrücken. Unter solchen Umständen muß der Bauer in Not geraten und er steckt schon tief drin.

Zur Erhaltung des Betriebes muß Geld geborgt werden, und damit beginnt die zweite Etappe der Ausbeutung. Geld ist nur in der Stadt zu haben, die aber eine sehr hohe Rente verlangt; der unvermeidliche Wechsel ist auch dabei. Der Bauer muß von dem geborgten Gelde zu hohe Zinsen zahlen, aber er ist wehrlos und muß tragen, was die städtische Politik ihm auflegt.

Im Vergleich zu seinen schlechten Einkünften werden ihm noch hohe Steuern, soziale Lasten und Versicherungsprämien aufgebürdet. Die große Not des Dorfes und des Ackers kennt nur der Bauer, und darin liegt auch sein Unglück. Wohl kommen jetzt viele Städter vorübergehend auf das Dorf als Ausflügler, zum Erholungsaufenthalt oder aus anderen Gründen. Sie sind aber viel zu sehr mit eigenen Eindrücken beschäftigt und haben daher keine Zeit, sich mit den sozialen landwirtschaftlichen Problemen zu beschäftigen. Der Bauer wiederum verheimlicht gern seine Sorgen und unterhält sich nicht darüber, überhaupt nicht mit fremden Menschen; dazu ist er zu mißtrauisch. Auch die intelligenten Städter vermögen sich nicht in die ländlichen Dinge einzufühlen. „Der Bauer hat sich für seine unermüdliche Arbeit von der herrschenden Schicht bisher immer nur mit der Versicherung belohnt gesehen, daß er der wertvollste und gesündeste Teil des Volkes sei.“ Weder eine „autoritäre“, noch eine „republikanische“ Herrschaft hat sich bemüht, das Lebensniveau des Bauern zu heben, ihn an den technischen und kulturellen Fortschritten der Zeit teilnehmen zu lassen. Der Acker und die Landbevölkerung sind stark zurückgeblieben, sind einsam. Dieser Not der Dörfer kann nur durch eine starke Förderung des ländlichen Bildungswesens gesteuert werden.

Was alles zur Winterpflege der Hühner gehört

In den Sommermonaten ist die Hühnerpflege leichter, im Winter dagegen ist sie recht kompliziert. Das Grünfutter darf den Hühnern während der Wintermonate nicht vorenthalten werden. Wird es ihnen nicht verabfolgt, so stellen sich bald Verdauungsstörungen ein. Im Kropf und im Magen bilden sich Säuren, und die Freßlust läßt nach. Die Tiere verlieren das frische Rot der Kämme und den Glanz des Gefieders, die Legetätigkeit geht zurück oder wird ganz eingestellt.

Steht kein Grünfutter zur Verfügung — Baumkohl, eingesäuerte Seradella, Stoppelklee oder Kraut — so muß man zum trockenen Klee- oder Wiesenheu greifen, das vorher gehäckselt werden muß. Futterrüben verrichten auch gute Dienste; sie werden den Hühnern unzerkleinert vorgesetzt und die Tiere gewöhnen sich auch leicht an sie.

Die Hühner brauchen auch grobkörnigen Sand, Holzkohle und abgestandenes, sauberes Trinkwasser. Fehlen darf ihnen auch der Mörtel zur Schalenbildung nicht.

Auch im Winter müssen die Hühner baden, deshalb muß für eine Badegelegenheit gesorgt werden. Gern baden sie im trocknen Torf, der in einem bedachten Raume zur Verfügung stehen muß.

Ihre Wohnräume müssen frei von Zugluft sein, deshalb müssen etwaige Oeffnungen in den Wänden der Hühnerstallung mit Stroh oder auch mit Blättern gut verstopft werden.

Erleichtert wird diese Winterpflege, wenn man für die Hühner besondere Stallräume einrichtet. Auch die bäuerlichen Wirtschaften müssen dazu übergehen, um von den Hühnern auch im Winter, in der Zeit, in der das Ei am besten bezahlt wird, Nutzen ziehen zu können. Ein separater Hühnerstall empfiehlt sich aus einem besonderen Grunde: die Tiere wollen auch im Winter ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Scharren, frönen, wobei sie sich in der kalten Jahreszeit gut erwärmen. In einen solchen Stall werden Spreu und die Unkräuter, die beim Reinigen des Getreides abfallen, geschüttet, worin die Tiere nach Herzenslust arbeiten können. a.

Torf

Der Torf spielt in jeder Ackerwirtschaft eine erhebliche Rolle. Es kann ihn der größere Betrieb sowie auch der ganz kleine bis auf den Gärtner schlecht missen. Geradezu unentbehrlich ist er bei der Geflügelzucht.

In den Großviehstallungen saugt er die Jauche gut auf und bildet dann eine gute Beigabe für den Dünger. In den Hühnerstallungen wirkt er stark desinfizierend und vernichtet jegliches Ungeziefer, das sich besonders im Kot stark entwickelt. Außerdem schafft er eine reine Luft im Stalle.

Brauchbar ist er für alle diese Zwecke nur in entsäuertem Zustande. Gut zubereiteten Torf bekam man früher von der Deutschen Torfstreugesellschaft. Mit der neuen Grenzziehung kommt diese Bezugsquelle für uns nicht mehr in Frage, weil er sich zu teuer stellen würde. Bei uns hört man nichts von einem Torfhandel. Sollte er doch vorhanden sein, so müßte für eine Reklame für diesen Artikel gesorgt werden. Es wäre daher nur vorteilhaft, wenn diese Zeilen zu einer Aussprache über dieses Thema anregen würden.

Torf gibt es fast in jeder Gemarkung. Wir haben den Baum-, Erika- und den Moostorf. Letzterer ist der wertvollste, weil er die schönen Flocken bildet. Ich selber helfe mir, wie es eben geht. Im Winter, bei gutem Frostwetter, wird er angefahren und mit Kalk behandelt, um ihn zu entsäuern. In den Sommermonaten wird er öfters umgestochen und gut getrocknet. Im trocknen Zustande wird er dann im Schuppen aufbewahrt und verwendet. Er bewährt sich dann in den Stallungen und auch auf dem Acker.

Meist trägt unser Torf eine Grasnarbe, und diese läßt sich dann in Würfeln herausstechen. Dieselben eignen sich vorzüglich zum Aufstellen an die Wände der Holzstallungen der Hühner, die dann viel wärmer sind. In den Sommermonaten lassen sich diese Bestände nach einer Behandlung mit Kalk zur Einstreu wiederum gut verwenden. a.

Winterbehandlung der Wiesen

Die Pflege der bäuerlichen Wiesen läßt immer noch zu wünschen übrig. Sie tragen immer noch zu viel Sauerampfer und Hahnenfußarten. Diese Unkräuter verderben die Heuernten und verraten, daß solche Wiesen zu sauer sind.

Bei dem herrschenden trocknen Frostwetter lassen sich solche Wiesen pflegen. Die Wiesen brauchen eine Durchlüftung, die sich durch gründliches Abeggen bewerkstelligen läßt. Saure Wiesen müssen eine Kalkdüngung erhalten, die sich in den Wintermonaten gleichfalls gut durchführen läßt. Bedingung dabei ist, daß der Kalk gut eingeeggt wird. Man sieht häufig gekalkte Wiesen; aber der Kalk liegt oben, und wenn er Wasser bekommt, verwandelt er sich zu Kalkmilch, und nachher versteinert er. Seine Aufgabe kann er auf der Wiese ohne die Egge nicht erfüllen. a.

Zur Pflege der jungen Kaninchenrammler

Rammler müssen kräftige Tiere sein und müssen von Jugend an für ihren Zweck behandelt werden. Ihre besondere Pflege muß bereits mit drei Monaten beginnen. In dieser Zeit müssen sie von den im gleichen Wurf vorhandenen Häsinnen getrennt werden, damit sie nicht zu früh durch die Nähe der weiblichen Tiere beeinflußt und damit im Wachstum behindert werden. Noch besser ist es, wenn man bei genügendem Raum die künftigen Zuchttiere sogleich bei der Trennung von den übrigen Wurfgeschwistern einzeln einsperrt, damit sie Ruhe haben und besser gepflegt werden können.

Vorteilhaft ist es, wenn die angehenden Zuchttiere von möglichst kleinen Würfen ausgewählt werden. Außerdem soll dem jungen Rammler eine Säugezeit von 10 Wochen gewährt werden, weil sie sich langsamer entwickeln.

Jungrammler sind von den Häsinnen unbedingt abzusondern, da sonst der Trieb zu früh erwacht, wodurch ihre Fähigkeit als Zuchttiere erheblich herabgemindert wird.

Trotz einer Auslese werden doch nicht alle Rammler zu Zuchttieren verwendet. Einige von ihnen kommen in die Bratpfanne. Die Schlachttiere brauchen nicht so sorgfältig gefüttert zu werden, und in der Fütterung müssen auch Unterschiede gemacht werden. Diese Umstände zwingen zu einer rechtzeitigen Auswahl und Behandlung. Junge Zuchtrammler sperrt man in geräumige Einzelkäfige und verabfolgt ihnen kerniges Futter. Schlachttiere können dagegen in größeren Abteilen zusammengehalten werden und erhalten ein mehr mästendes Futter.

Nach M. Dittes im „Prakt. Wegweiser"

Afrik im Hühnerstalle

Afrik ist bekanntlich eine Grasart, die sich durch eine besondere Festigkeit auszeichnet und zum Polstern verschiedener Möbelstücke verwendet wird. Die Legenester im Hühnerstall machen dem Züchter manche Umstände. — Gewöhnlich verwendet man für dieselben Stroh, das aber zu leicht zerrieben wird. Man hat im Neste dann wenig Stroh, dafür aber mehr Siede und Schmutz, in dem sich zu gern lästiges Ungeziefer einnistet. Man muß das Stroh oft im Jahre auswechseln und muß auch die Räume vorher gründlich reinigen.

Ich habe in diesem Jahre statt Stroh Afrik verwendet und dazu mit gutem Erfolge. Dieses Material hat ein ganzes Jahr gut gehalten und kann im nächsten Jahre noch verwendet werden, vielleicht gar mehrere Jahre. Von Ungeziefer habe ich in den Legeräumen nichts gemerkt.

Afrik läßt sich auch leicht zu Nestern mit dünnem Bindfaden zusammennähen. Diese Nester bleiben stets ganz, lassen sich bequem herausnehmen, ausklopfen und auslüften. Man hat dann stets sehr saubere Nester im Legekasten.

Die Hühner haben die Gewohnheit, das Nestmaterial aus dem Kasten herauszuziehen und verunreinigen damit den Raum. Bei den genähten Nestern wird ihnen das unmöglich gemacht.

Diese Afrik-Nester werden gern angenommen und sehen im Legeraum wegen ihrer grünen Farbe gut aus. Afrik ist zwar teurer als das Stroh, aber seine Vorteile wiegen den höheren Preis reichlich auf.

Ein Kilogramm Afrik kostet 45—50 Groschen, und man kann daraus schon eine Anzahl Nester anfertigen. Zuchtvereine könnten sich mit bestimmten Firmen in Verbindung setzen und würden diesen Artikel bei größeren Entnahmen vielleicht billiger bekommen, vielleicht auch schon gar gezupft.

Wie beugt man der Druse bei Pferden vor?

Diese Krankheit tritt häufig im Spätherbst oder auch im zeitigen Frühjahr auf. Im Haarwechsel sind die Pferde dafür sehr empfindlich. Vorbeugen ist bei dieser Krankheit besser als Kurieren. Hierzu gehört häufige Reinigung und Desinfektion der Stallungen. Der Kalk darf auch im Pferdestall nicht gespart werden. Ferner gehört dazu gute Stallüftung unter Vermeidung von Zugluft. Viel Aufenthalt im Freien tut gute Dienste. Man sorge für ausreichende Ernährung, die aber nicht mästig sein darf. Die Stalltemperatur darf nicht zu hoch sein. Aeltere Pferde bewahre man beim Stehen draußen vor Zugwind und bringe sie, wenn möglich, nicht in schwitzendem Zustande in den Stall. Der alte Grundsatz: „Langsam von Hause und langsam nach Hause" ist auch hier zu beachten. Im Haarwechsel müssen die Pferde reichlich gefüttert werden, auch wenn sie nicht schwer arbeiten. Vor kalter Nässe sind sie besonders zu schützen. Arbeitspferde, die auch bei solch einem Wetter den Stall verlassen müssen, versehe man mit wasserdichten Decken. Die Druse ist sehr ansteckend. Deshalb gehe man nicht zu fremden Pferden, die an Druse erkrankt sind. Bricht dann diese Krankheit aus, so ziehe man einen Tierarzt zu Rate; überhaupt dann, wenn der Fall ernst aussieht. a.

Nierenreizungen bei Kaninchen

Sie ergeben sich meist nach dem Verabreichen von Futtermitteln, die reizende Säfte enthalten. Häufig kommt es dabei sogar zu Blutharnen; diese Erkrankung tritt auch dann ein, wenn die Tiere zu stark gesalzenes Futter erhalten. Sobald sich Nierenentzündungen bemerkbar machen, muß mit den Futterstoffen gewechselt werden. Weichfutter muß ungesalzen verabfolgt werden, und erst nach geraumer Zeit kann man es schwach gesalzen verfüttern. Zudem dürfen die erkrankten Tiere niemals kaltes Wasser bekommen. Als wirksamstes Mittel zur Bekämpfung der Nierenreizung haben sich Mehlsuppen mit Kamillenabkochung und Leinsamenschleim erwiesen. („Praktischer Wegweiser.")

Die Zuchtverwendung eines Ebers

Sie soll erst einsetzen, wenn das Tier ein Alter von acht Monaten erreicht hat. Bei einer früheren Verwendung können leicht züchterische Schäden eintreten. Erst im 8. Monat, und dann aber nur in beschränktem Maße, soll der Eber in Anspruch genommen werden. Seine Verwendungsfähigkeit im späteren Alter und der Zeitpunkt, bis zu dem sich diese erstrecken kann, hängen immer von der Pflege und Fütterung des Tieres ab. Wird er nach jeder Richtung hin gut gehalten, so wird ein solcher Eber bis zu seinem 8. Lebensjahre und sogar darüber hinaus zur Zucht tauglich sein.

Beim Decken ist streng darauf zu halten, daß der Eber nicht zweimal dieselbe Sau bespringen darf. Ferner sollen ihm am Tage nur zwei bis drei Sauen und dazu in längeren Zeitabständen zugeführt werden.

Umschau im Lande

Ustron

Raubmord am Geldbriefträger

Bei Ustron wurde ein Raubmord an dem Briefträger des Ustroner Postamtes verübt. Der Briefträger Gustav Malosz fuhr mit dem Rade nach Lipowiec. In seiner Diensttasche führte er einen Betrag von 2100 Zloty mit sich, die er zur Auszahlung bringen sollte. Im Walde, kurz vor Lipowiec, überfiel den Briefträger unvermutet ein Mann, der ihm mit einem Knüppel einen so heftigen Schlag über den Kopf versetzte, daß er besinnungslos zu Boden fiel. Dann schnitt er dem Briefträger mit einem Messer die Kehle durch. Der Räuber ergriff die Tasche mit dem Geld und wollte damit fliehen. Ein zufällig des Weges daherkommender Bauer, der die Situation sofort überfah, nahm sofort die Verfolgung auf. Der Bandit warf darauf die Tasche mit dem Geld, die ihn bei der Flucht behinderte, wieder fort und flüchtete. Bisher fehlt von ihm jede Spur. Man nimmt an, daß er über die nahe Grenze in die Tschechoslowakei entkommen ist.

Der Briefträger Malosz wurde sofort in das Landesspital nach Teschen überführt, wo er nach kurzer Zeit starb. Die Tasche mit dem Geld wurde an das Postamt in Ustron zurückgegeben, das auf diese Weise keinerlei Schaden erleidet.

Königshütte

Großfeuer

Im Geschäft der Firma Scholz auf der Wolnosci in Königshütte brach durch eine Stichflamme aus dem Ofen ein Schadenfeuer aus. Die leichtbrennenden Materialien boten den Flammen reichliche Nahrung. Zwar wurde sofort die städtische Feuerwehr benachrichtigt, doch als diese an der Brandstelle erschien, stand der Laden bereits in hellen Flammen. Die Arbeit der Wehr beschränkte sich zunächst darauf, ein weiteres Umsichgreifen der Flammen zu verhindern, während vom Warenvorrat des Drogeriegeschäftes nicht mehr viel gerettet werden konnte. Nach einstündiger Arbeit war das Großfeuer lokalisiert. Nach den bisherigen Feststellungen wird der entstandene Schaden auf 25 000 Zloty beziffert. Da nur ein Teil davon durch die Versicherung gedeckt wird, ist der Inhaberin Martha Scholz durch das Feuer ein namhafter Schaden entstanden.

Drei Personen durch Gase vergiftet

In der elektrischen Gasreinigung der Hochöfen in der Königshütte ereignete sich ein schwerer Unglücksfall. Durch entweichende Gase erlitten drei dort beschäftigte Personen eine schwere Vergiftung, und zwar der Arbeiter August Urbonczyk, Adolf Gonsior und der Meister Erich Rieger. Die beiden Arbeiter mußten im bedenklichen Zustande ins Krankenhaus gebracht werden, während der Meister Rieger nach erster Hilfeleistung in häusliche Pflege entlassen werden konnte.

Noch immer Wahlterror-Prozesse

Vor der Königshütter Strafkammer wurde kürzlich gegen zwei Aufständische verhandelt, die im November 1930 eine Versammlung des der Korfantyrichtung angehörenden „Vereins Katholischer Polinnen" gesprengt hatten. Es handelt sich um die beiden Aufständischenführer Switala und Zagrodnik aus Lipine, die bei der Verhandlung aussagten, daß sie von der früheren Vorsitzenden der moralischen Sanierung in Lipine, Lazar, der Frau eines höheren Gemeindebeamten, zu diesem Ueberfall bestellt worden waren. Sie waren bewaffnet in den Versammlungssaal eingedrungen und hatten auf die Anwesenden mit Stühlen und Knüppeln eingeschlagen, so daß mehrere Frauen schwer verletzt wurden. Auch durch die ausbrechende Panik waren Verletzungen einiger Personen erfolgt. Das Gericht verurteilte die Angeklagten zu je vier Monaten Gefängnis.

Bielitz

Großer Brandschaden

In dem Zipserschen Hause auf der Rotenturmstraße brach aus noch nicht aufgeklärter Ursache ein Brand aus, der das ganze Gebäude vernichtete. In diesem Hause befindet sich das Modellmagazin der Maschinenfabrik Saur, das vollständig mitverbrannte. Es sollen Modelle von 56 Maschinen den Flammen zum Opfer gefallen sein. Der Schaden ist auch noch nicht annähernd festgestellt, doch wird er eine sehr bedeutende Höhe erreichen. Die Feuerwehr, die von beiden Depots aus anrückte, war bis nach 5 Uhr früh mit den Löscharbeiten beschäftigt, eine Brandwache blieb zurück.

Urbanowitz

Freitod eines Landwirts

In der Schlafkammer seiner Wohnung wurde der Landwirt Michael Garek aus Urbanowitz von seinen Familienangehörigen tot aufgefunden. Es wird angenommen, daß Garek in einem Anfall geistiger Umnachtung sich das Leben genommen hat. Der Tote hinterläßt Frau und 6 Kinder im Alter von 4—19 Jahren.

Heiligabend auf dem Lande

Von Helene Voigt-Diederichs

Aus dem Buche von H Voigt-Diederichs „Auf Marienhoff". Vom Leben und der Wärme einer Mutter, erschienen im Verlag Eugen Diederichs in Jena.

Mit der ersten Dämmerung rotteten die Kinder sich in der Wohnstube zusammen, und die Großen schmückten den Tisch für die Eltern. Dem Vater konnte man ehrfürchtig etwas zeichnen, aber die Mutter durfte beprickelt, benäht, bestrickt, behäkelt und beflochten werden; alles, was Hände zu schaffen und Herzen zu fühlen vermochten, fand sichere Wege zu ihr.

Schließlich, nachdem sich endgültig herausgestellt hatte, daß der Tag des Wartens niemals ein Ende nahm, tat sich doch die Tür zum Saale auf. Vater und Mutter erschienen, feierlich glänzten ihr Gesicht und ihre Stimme: ‚Kinder, nun dürft ihr hereinkommen!'

Eine kurze Weile stand alles um den Baum, voll wunschloser Sammlung, dunkel umbrandet vom Wunder der Weihnachtsstube. Die Flämmchen auf den Zweigen sangen mit hörbarem Engelslaut. Und dann begannen mit verschämten Stauner die Blicke seitwärts zu flirren. Rechtzeitig brach die Mutter den Bann, führte jedes Kind an seinen Platz, zuerst die Kleinsten, denen aus Stühlen und Tischbrettern ein dreikäsehoher Stand geschaffen war. Auch der Vater beugte sich herzu, ließ das Pferdchen rollen, prüfte das Taschenmesser, stellte den botanischen Namen der Blume fest auf dem handgemalten Teller, den Tante Hulda gespendet, oder blätterte in einem Buch. Denn Bücher fehlten auf keinem Tisch, von solchen mit unzerreißbaren Bildern über die Balladen von Mondkarlchen und dem Fünkchen, das spazierenging, bis zu Lederstrumpf und Herzblättchens Zeitvertreib und schließlich gar Schillers Werken.

Die Mutter hatte eine wundertätige Art, mit einem Geschenk unbewußter Sehnsucht vorzugreifen, so daß jedes Kind sich für das auserwählt beglückte hielt. Hatte es sich nach dem ersten Ueberschwang mit seinen eigenen Schätzen vertraut gemacht, führte es die Geschwister herbei oder ließ sich selber staunend von Tisch zu Tische laden. Für die Gaben der älteren hatten die jüngeren meist etwas wie bedauernde Nachsicht. Armer Bruder, die lederne Brieftasche, was war sie für ein graues schusternes Ding hier mitten im Weihnachtslicht! Und konnten die Schwestern sich wirklich freuen über die Handtücher, mochten sie noch so selbstgewebt sein, die die Mutter sich ‚gerupft', das heißt aus dem eigenen Leinenschrank entwendet hatte für den Hamsterkasten der heranwachsenden Töchter?

Abgesehen von diesen, allerdings mehr für eine schwingende Zukunft als für die Notdurft der Gegenwart berechneten Dingen schenkte die Mutter kaum je ausdrücklich nützliche Sachen zu Festtagen. Diese waren dazu da, Schmuck und Wärme ins Leben zu tragen. Was an Alltagskram gebraucht wurde, bekam man zu andern Stunden. Freilich, die Mutter grübelte nicht lange an solchen Fragen, sondern handelte hier wie überall aus sicherem Trieb und hellen, schnellen Gedanken. Wenn der Vater einmal, angesichts der geringer Fuderzahl auf der Erntelifte, meinte, in diesem Jahr dürften bestimmt keine Süßigkeiten zu Weihnachten gekauft werden, so wußte die Mutter es doch einzurichten, daß wenigstens keiner auf seinem mit Kuchen und Nüssen gefüllten Freßteller den kleinen runden Marzipan vermißte; mit seinem aufgepreßten Füllhorn voller Blumen gehörte er nun einmal in den lebendigen Ring leise waltender Ueberlieferung.

So wenig wie der bescheidene Marzipan durften die Weihnachtsgedichte fehlen. Nachdem der erste Freudensturm ruhigere Wellen schlug und Vater und Mutter ein wenig unter den Lichtern rasteten, kam ein Kind nach dem andern geschlichen, stellte sich auf und sagte sein Verslein her. Leicht geschah es, wenn es auch noch so gut auswendig gelernt hatte, daß der festliche Augenblick seinen Sinn verwirrte, so daß es ins Stottern geriet. Leise half die Mutter nach; im Laufe der vielen Christabende vererbten sich die Verse und saßen ihr selber von Jahr zu Jahr sicherer im Gehör.

War das letzte Kind mit einem Kuß entlassen und glühenden Gesichtes doppelt selig an seinen Tisch zurückgekehrt, sagte die Mutter wohl: ‚Theodor, was meinst du, jetzt können vielleicht die Leute hereinkommen?'

Bald klopft es an der Tür, eine festliche Schar quoll herein. Alle waren sie da, die Pferdeknechte, der Kuhhirt und der Schweinejunge, mit wasserglatten Scheiteln, die Gesichter rot gespannt vom Waschen und Bartabnehmen; einige Messerschrammen steigerten den sauberen Anblick. In frischen Hemdsärmeln kamen sie, die Sonntagsmütze unter den Arm geklemmt, lautlos auf dicken, blauen Socken; Holzschuhe und Pantoffeln blieben draußen im Küchengang stehen. Ihnen folgten, verlegen staunend, die sechs, sieben weißbeschürzten Mädchen. Freundlich machte die Mutter Mut zum Nähertreten, indem sie vom runden Mitteltisch jedem aus dem Kreis der Gaben die seine herausnahm. Weste und Tabakpäckchen für die Männer, buntstreifigen Beiderwand zum Rock und dunklen Jackensamt für die Mädchen. Zuletzt wurde jedem auf die gefüllten Hände ein Kuchenteller gesetzt, auch ein reichlicher Apfelkorb nicht vergessen. Zum Schlusse stellte die Mutter sich neben den Vater, legte auch wohl ihren Arm in den seinen; Dank und Handschlag wurden lächelnd entgegengenommen. Dies war einer von den Augenblicken der Würde, wo die Eltern, gleichsam eine freundliche Macht verkörpernd, für Sekunden zu einem einzigen Wesen zusammengeschweißt waren.



Voll Seligkeit

Wochenschau

Gleiches Recht für Deutschland

In der Frage der deutschen Gleichberechtigung, von deren Zubilligung Deutschland seine Rückkehr zur Abrüstungskonferenz abhängig machte, ist eine jähe Wendung zu einem vollen Erfolg des Reiches eingetreten. Noch vor einer Woche sah es aus, als ob Frankreichs Widerstand gegen diese Forderung sich durchsetzen würde. Dann sind Tage angestrengten Verhandelns im kleinen Kreise der verantwortlichen Staatsmänner der Großmächte und unter vier Augen gefolgt. Das Ergebnis ist

eine wahre Weihnachtsbotschaft an die Welt:

Der im Versailler Vertrag verankerte Grundsatz, daß Deutschland und die anderen besiegten Länder minderes Recht auf dem Gebiete der Rüstungen hätten, ist zerbrochen worden. In einer feierlichen Erklärung hat man Deutschland gleiches Recht zugestanden.

Nun werden die deutschen Unterhändler also zur Teilnahme an der Konferenzarbeit in die Völkerbundsstadt zurückkehren. Welche Endregelung man treffen, ja, ob es überhaupt zu einem befriedigenden Ergebnis kommen wird, ist noch ungewiß. Aber jedenfalls

wird nun die Grundlage der Verhandlungen die Gleichberechtigung Deutschlands bilden.

Auf dieser Basis wird man über den Sicherheitspakt beraten, den Frankreich anstrebt, — aber ursprünglich in einer anderen Form als der Grundsatz der Gleichberechtigung des Reiches das nun zulassen wird.

In aller Welt ist das Urteil über das Ergebnis der Genfer Verhandlungen das gleiche:

Deutschland hat einen vollen Erfolg errungen.

Und besonders preist man die glückliche Hand von Schleichers, der als Reichswehrminister den Vorstoß zur Erlangung der Gleichberechtigung unternommen hat und nun zu Beginn seiner Kanzlerschaft die Erreichung dieses Zieles buchen kann.

Reichsparlament vertagt

Auch in der Innenpolitik hatte der neue Reichskanzler einen Erfolg, indem es ihm gelungen ist, die Parteiführer für eine Vertagung des Reichsparlaments zu gewinnen. Schleicher will nicht gegen den Reichstag regieren, und so mußte er Wert darauf legen, eine

freiwillige Schließung der Session

zu erreichen. Viel dazu beigetragen haben die guten Beziehungen des Kanzlers zu maßgeblichen Persönlichkeiten aller wichtigen Parteien. Aber darüber darf man nicht außer acht lassen, daß die Nationalsozialisten durch ihre Mißerfolge bei den letzten Wahlen wenig Neigung haben konnten, es auf einen Konflikt zwischen Parlament und Regierung ankommen zu lassen, der zu einer Auflösung des Reichstages und zu Neuwahlen geführt hätte. Man konnte sich nicht der Gefahr eines neuen Rückganges der nationalsozialistischen und einer Zunahme der kommunistischen Stimmen aussetzen.

Die kurze Tagung des Reichsparlaments, dessen Präsident wieder der Nationalsozialist Göring wurde, hat sich wieder unter den unwürdigsten Formen abgespielt, die schon seit langem für die Arbeitsunfähigkeit des deutschen Parlamentarismus sprechen.

Führerkrise in der Hitlerpartei

In der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei haben die Verhandlungen um die Bildung des Kabinetts Schleicher zu einer Scheidung der Geister geführt. Es gab viele maßgebliche Persönlichkeiten im Lager Hitlers, die es als die Pflicht der größten Partei ansahen, nun, wo man ihr zum zweiten Mal Gelegenheit dazu gab, sich zur Mitarbeit bereit zu erklären.

Für eine Regierungsbildung

haben sich besonders Gregor Strasser und Dr. Frick, der ehemalige thüringische Ministerpräsident eingesetzt. Ihre Gegenspieler waren der Reichstagspräsident Göring und der Reichspropagandaleiter Goebbels. Hitler stellte sich hinter diese beiden Persönlichkeiten. Gregor Strasser, nächst Hitler vielleicht der angesehenste Mann der NSDAP, hat

dem Führer die Gefolgschaft für den weiteren Teil des eingeschlagenen Weges aufgesagt

und einen längeren Urlaub — einen Krankenurlaub, wie es in der parteiamtlichen Verlautbarung heißt — erhalten. Ein paar Tage später hat auch Dr. Feder, der Wirtschaftssachverständige der Partei, um Urlaub nachgesucht. Zwei der führenden Männer der NSDAP. sind also in Opposition gegen die unbedingte Opposition getreten. Ob und wie weit sie Exponenten eines Teils der Parteimitglieder sind, hat sich noch nicht erweisen können.



Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Reform des Minderheitenschutzes?

Das Schicksal der deutschen Agrarreform-Beschwerde

Vor dem Völkerbund ist wieder einmal eine deutsche Agrarreformbeschwerde behandelt worden. Auch der Dreierausschuß, der sich mit der Eingabe der Minderheit zu beschäftigen hatte, mußte feststellen, daß von deutschen Besitzern drei Viertel des gesamten für die Agrarreform enteigneten Landes genommen wurde, während die polnische Mehrheit mit einem verhältnismäßig geringen Teil davonkam.

Der Ausschuß empfahl daher, die Agrarreform für eine gewisse Zeit aufzuschieben,

bis eine Angleichung der Prozentsätze zwischen Minderheitsangehörigen und Mehrheitsvolk erreicht sein würde.

Vor dem Rat wurde die Beschwerde der deutschen Minderheit durch den Reichsaußenminister Frhr. von Neurath vertreten. Er führte aus, daß der Dreierausschuß eine zeitweilige Suspendierung der Zwangsmaßnahmen empfohlen habe. Das genüge aber nicht, sondern

es müsse darüber hinaus verlangt werden, daß auch die dem einzelnen Minderheitsangehörigen zugefügte Benachteiligung wieder ausgeglichen werde,

da in vielen Fällen bis zu 90 Prozent der nutzbaren Fläche zur Agrarreform herangezogen worden sei, so daß die wirtschaftliche Existenz der einzelnen Deutschen gefährdet oder zerstört sei.

Der Vertreter Polens, Graf Raczyński, nahm scharf gegen die Erklärung des Reichsaußenministers Stellung, und der Rat verwies die Angelegenheit zur nochmaligen Behandlung an den Ausschuß zurück. Der polnische Vertreter stellte die ganze Frage als wenig bedeutungsvolle Angelegenheit hin, und es sei zu bedauern, daß Deutschland ihre Regelung verhindert habe. Neurath lehnte aufs schärfste ab, daß es sich um eine „bedeutungslose Angelegenheit" handele. Falls es nicht möglich sei, die Benachteiligung des Deutschtums bei der Durchführung der Agrarreform wiedergutzumachen, dann müsse einmal die

Fehlerhaftigkeit des gesamten Minderheitenschutzverfahrens

des Völkerbundes festgestellt werden.

Diese letzte Erklärung fand in Genf viel Beachtung. Man nimmt an, daß Deutschland die Absicht habe, ein Reformprogramm für den Minderheitenschutz aufzurollen.

Was mit unserem Adventskranz geschah

Im Sommer schmückt unsere Veranda eine große Ampel mit Schlingpflanzen. Diese Ampel hat für die Vögel eine ganz besondere Anziehungskraft. Vom Fenster aus beobachteten wir ein Fliegenschnäpperpaar, das sich in unserer Ampel eifrig zu schaffen machte. Mitten im Grün ließ sich die Vogelmama häuslich nieder, baute ihr Nestchen und legte eine Menge gesprenkelter Eier hinein. Das Gießen der Ampel mußte natürlich mit etwas Sorgfalt geschehen. Wir wollten die nette, kleine Vogelmutter erstens nicht stören, und zweitens sollte ihr Nestchen trocken bleiben. Eine Blechröhre diente als Wasserreservoir, das nur in Abwesenheit der Mutter gefüllt wurde. Bald vernahmen wir ein Piepsen und ein aufgeregte Hin- und Herflattern der Mutter und des dazugehörigen Herrn Papa. Die Kleinen hatten immer Hunger, rissen ihre Schnäbel weit auf, und die Eltern waren eifrig bemüht, ihren Kindern die nötigen Fliegen herbeizuschaffen. Das Traurige bei der Sache war, daß die Kleinen viel zu schnell flügge wurden und wir eines Tages vor dem leeren Nest standen. Das Vogelpaar nistete aber noch ein zweites Mal, und so feiern wir im Sommer zweimal Wiedersehen mit unseren kleinen Logiergästen.

Im Winter baumelt nun an demselben Haken, der im Sommer die Ampel trägt, unser Adventskranz. Es ist ja auch einerlei, ob man die Adventskerzen im Zimmer ansteckt oder draußen. Vom dunklen Zimmer aus gesehen hat dieser dunkle Kranz, bedeckt mit Eis und Schnee, gewiß auch seine Reize. Aber die Hauptsache: wir schmücken ihn nicht mit Lametta und Zuckerzeug, sondern bestreichen ihn mit flüssigem Talg und Vogelfutter — so dick, daß die grünen Nadeln wie in Wachs getaucht aussehen. Dieser baumelnde Kranz, an dem noch weit mehr hängt, kleine Stückchen Speck, Weißbrotscheiben u. dgl., wird nun ständig von Meisen, Kleibern, Buntspechten und vielen anderen Vögeln besucht. Spatzen trauen sich nicht heran, weil ihnen das Bewegliche unangenehm ist. So beobachten wir vom Fenster aus diese munteren kleinen Gesellen, die an dem Kranz herumzerren und unermüdlich am Futtern sind.

Und abends, beim brennenden Kerzenschein, wird uns so recht bewußt, wie Gott sich uns eigentlich offenbart. Wir kennen Gott nicht, aber schickt er uns nicht seine Boten, diese lieben kleinen Gottesgeschöpfe, die so unendlich viel Sonne in unsere Herzen streuen? — Gott ist überall! — Ins kleinste, ärmste Stübchen dringt so ein lieber Gottesbote ein und macht sich durch ein leises Klopfen und Piepsen bemerkbar. Grüß Gott! —

Die Kerzen unseres Adventskranzes sind schon arg heruntergebrannt, aber noch immer schauen wir in die Adventsnacht hinein, und unbewußt falten sich unsere Hände zum Gebet, und unsere Herzen sind voll des Dankes für so viel Liebe.



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

Bisheriger Inhalt

In dem berühmten Zirkus Hollerbek, der in Berlin gastiert, ist Fräulein Toni Hardenberg als Sekretärin angestellt. Sie war mit den Besitzern des Unternehmens, Vater und Sohn, dadurch bekannt geworden, daß es ihr, als sie als Zuschauerin im Zirkus weilte, gelang, den Löwen „Cäsar", welcher aus der Manege entsprungen war, zu bändigen. An demselben Abend wurde ihr Vater, ein verarmter Schriftsteller, von unbekannter Hand ermordet. In ihrer neuen Stellung ist Toni sehr tüchtig, u. a. deckt sie die Betrügereien des Einkäufers Arno Petersen auf, der fristlos entlassen wird. Bei dieser Gelegenheit stellt sich heraus, daß die Tänzerin „Li", zu der der junge Hollerbek in nahen Beziehungen steht, in Wirklichkeit die Frau des Petersen ist. Im Zirkus ist auch als Regisseur und Hausdichter Otto Borke tätig, dessen Revue „Die Gärten der Königin Semiramis" bei der Premiere einen ungeheuren Erfolg hat. Dadurch ermutigt, beschließt der alte Hollerbek eine Erweiterung seines Zirkus'. Ein ihm bekannter Großindustrieller Wildt, dem er von früher her noch 80 000 Mark schuldet, leiht ihm für diesen Zweck weitere 150 000 Mark. Eines Nachts ereignet sich etwas Unheimliches. Durch lautes Raubtiergebrüll wird das Stallpersonal aus dem Schlafe geweckt. Der schwarze Panter brüllt im Raubtierkäfig wutentbrannt, weil der Löwe „Caesar" mit ihm kämpft, während, an die Stangen gepreßt, Toni auf die kämpfenden Tiere starrt. Es gelingt, die halb Ohnmächtige in Sicherheit zu bringen. Der Vorfall wirkt um so rätselhafter, als am nächsten Tage Toni nicht weiß, was sich zugetragen hat. Allgemein ist die Vermutung vorherrschend, daß ein Verbrechen versucht wurde und Toni, vorher hypnotisiert, selbst in den Käfig gegangen ist. Im Verdacht steht ein Hypnotiseur Wolff, früher im Zirkus tätig, gegen den ein Steckbrief erlassen wird. Die folgenden Wochen hindurch ist das Zirkusgeschäft derart glänzend, daß sich Herr v. Hollerbek entschließt, eine Tournee nach Süd-, Mittel und Nordamerika zu unternehmen. Mit Brasilien soll der Anfang gemacht werden. Bei dieser Gelegenheit will Toni wieder die Spuren nach dem Mörder ihres Vaters aufnehmen. Ein Vorfahre väterlicherseits soll einst in Brasilien mit einer Diamantengrube Riesengeschäfte gemacht haben, und später nach Batavia abgewandert sein. Die Spuren hören dann aber auf. Dem Oberinspektor Dr. Weidel vom Berliner Polizeipräsidium erzählt Toni dies.

„Meinen Sie nicht, daß es sich in unserem Falle vielleicht doch um diese Erbschaft handeln könne?"

„Ich bitte Sie! Das war, glaube ich, im Jahre 1810, als der Vorfahre Rio verließ. Wer soll da heute noch etwas feststellen? Die Brüder jenes sagenhaften Vorfahren Jan Hardenberg waren mit ihm verfeindet. Keiner hat sich um ihn gekümmert. Durch Zufall hat der eine Bruder später erfahren, wie reich sein Ueberseee-Bruder geworden sein soll. Aber er hat auch nichts unternommen. Erst mein Vater und der andere inzwischen verstorbene Bruder haben Erkundigungen eingezogen. Aber ohne Erfolg."

Dr. Weidel überlegte. „Hm, nehmen wir an, daß ein Mensch weiß, wo die Schätze zu holen sind. Er versucht erst, die Erben zu beseitigen, raubt die Papiere und setzt sich als den letzten Erbberechtigten kraft der Papiere in den Besitz der Erbschaft. Das wäre doch eine Möglichkeit?"

„Das klingt phantastisch, Herr Doktor!"

„Nicht phantastischer, als die Tatsache, daß Ihr Vater ohne verständlichen Grund plötzlich ermordet wurde, daß man auf Sie mit Hilfe des Hypnotiseurs einen Mordanschlag verübte."

„Das ist ja richtig!"

„Die Behörde wird allerdings dieser Möglichkeit nicht nachgehen. Nacharbeiten ist da zu kostspielig. Aber Sie kommen doch — ich hab's gelesen — mit dem Zirkus zuerst nach Südamerika. Versuchen Sie doch dort an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen."

„Das habe ich mir schon vorgenommen, Herr Doktor, wenn ich mir davon auch nicht viel verspreche. Haben Sie jedenfalls vielen Dank für alle Mühe, die Sie sich gegeben haben, Herr Doktor!"

Toni verabschiedete sich herzlich von dem Kriminalbeamten und fuhr ins Artistenhotel, um das Mittagessen einzunehmen.

* * *

Zirkus Hollerbek hatte sich zu einem Vier-Tage-Gastspiel in Bremen entschlossen, und auch dort blieb ihm der Erfolg treu. Vier ausverkaufte Abend- und drei sehr gutbesuchte Nachmittagsvorstellungen bildeten den guten Abschluß der Deutschlandtournee.

Am 10. Juli begann die Einschiffung auf dem Dampfer „Rio de Janeiro" der Südamerika-Linie des Norddeutschen Lloyd.

Alles ging wie am Schnürchen.

Der geschäftliche Teil wickelte sich durch Toni, die von einer förmlichen Arbeitswut gepackt war, reibungslos ab.

Markolf und Otto leiteten gemeinsam den Abbau des Zeltes und das Abtransportieren.

Drei Tage dauerte die Uebernahme von Zelt, Menschen und Tieren, Maschinen und Wagenpark. Einhundertdreiundzwanzig Menschen und über dreihundert Tiere waren es insgesamt.

Dann zogen Schlepper den Ozeanriesen hinaus auf das Meer.

Das Wetter war denkbar schön, und die weite See lag ruhig.

Die Stimmung an Bord war prächtig, alle waren voll Erwartung und Spannung. Zwischen den Zirkusleuten und den anderen Passagieren herrschte von der ersten Stunde an gutes Einvernehmen.

Toni hatte wenig zu tun. Nur ab und zu galt es, für Otto oder dem Reklamechef Schreibarbeit zu machen. Die beiden waren die einzigen, die nicht zur Ruhe kamen und unablässig arbeiteten. In Rio prangten bereits große grellfarbige Plakate an Anschlagsäulen und Häusern. Das Werbematerial war schon vor Wochen hinübergekommen, und der Beauftragte des Zirkus hatte gründlich vorgearbeitet.

Zehn Tage wollte man in Rio gastieren.

Otto studierte mit den Artisten eifrig das neue Zirkusspiel ein: „General Frankonas, der Held der Savannen"

Dieser General Frankonas war eine freie Erfindung Otto Borkes. Er ließ ihn als glänzenden Reiter, der mit seiner Schar für die Unabhängigkeit der Republik kämpft, ein Freund und Beschützer der Armen ist und die tollsten Abenteuer erlebt, aufmarschieren. Ganz einfach war das Spiel gehalten, aber wieder war für köstlichen Humor, der auch dem Naivsten sofort einging, gesorgt.

Humor ist eine Sache, die überall auf der Welt Anklang findet. Und wenn die Leute lachen, dann haben wir gewonnen, das war die Meinung Ottos, und sie war bestimmt richtig.

Das Spanische machte noch Schwierigkeiten. Ganz besonders Clown Bohne, der eine große tragende Rolle als Hanswurst hatte, die sich durch das ganze Spiel zog, wollte und wollte mit dem Spanischen nicht ins Geschick kommen.

Heute kauderwelschte er bei der Probe wieder fürchterlich, so daß Dr. Kuttner, der Sprachlehrer der Truppe, verzweifelt die Hände rang.

Aber Otto beobachtete, wie ein dunkelbrauner Herr, der der Probe zusah, vor Lachen sich nicht mehr halten konnte. Der Schriftsteller stutzte. War dieses Kauderwelsch vielleicht sogar das Richtigere, Wirkungsvollere?

Er ging zu dem Herrn hin und verbeugte sich: „Gestatten, Otto Borke. Sprechen Sie Deutsch, mein Herr?"

Der Fremde verneigte sich ebenfalls. „Alfonso Lorenzo. Ich spreche Deutsch — leidlich, Sennor!"

„Sie haben eben so herzerquickend gelacht, mein Herr! Gefällt Ihnen unser Clown? Er will mit dem Spanischen nicht zurecht kommen."

„Oh . . . gut . . . sehr gut so! Meine Landsleute verstehen ihn . . . oh sehr gut! Gibt es Indios bei uns . . . sprechen nicht besser. Lachen . . . immer Lachen . . soll sprechen so . . . alles lachen sich kaputt!"

„Sie meinen also, daß wir uns keine Mühe geben sollen, ihn besser in die Kunst des Spanischen einzuführen?"

„No, no . . . nir mehr . . . gut so! Erfolg . . . viel großer Erfolg. Wird sich biegen alles rund vor Lachen. So lassen!"

Da war Otto zufrieden. —

Hollerbek benutzte die Seereise um auszuspannen. Er war doch schon an die Sechzig, und die Strapazen der letzten Monate machten sich bemerkbar.

Um so aktiver war Markolf, der eifrig mit exerzierte. Alle Artisten trainierten fleißig. Im Turnsaal des Dampfers war immer Betrieb, auch das Schwimmbad wies viele Besucher auf.

Man mußte dafür sorgen, daß die Glieder geschmeidig und straff blieben.

* * *

Toni saß am dritten Tage der Reise nach glücklich überstandener Seekrankheit, die sie aber nicht viel geschüttelt hatte, an der Reling und schaute über das sonnenbestrahlte Meer.

Anita kam eben von der Probe, die sie mit den Girls hatte. Die verschiedenen Tänze erforderten eine Unsumme von Arbeit an Proben und Arrangieren.

Die beiden Mädels duzten sich. Anita kam oft zu Toni und vertraute ihr alles an, was sie bewegte.

„Bist du zufrieden, Anita? Macht es sich mit deinen Zöglingen?" fragte Toni die Freundin.

„Oh, sie geben sich große Mühe. Ich denke, daß wir wieder Erfolg haben werden. Hoffentlich macht uns das Klima keinen Strich durch die Rechnung. Brasilien soll sehr heiß sein!"

„Der erste Monat, der muß überwunden werden. Dann haben wir uns sicher alle akklimatisiert. Wir kommen ja nicht so tief ins Innere des Landes. In Rio soll das Klima durch die See herrlich sein."

„Ja! Salieri hat mir auch davon erzählt. Vor dem Kriege war er drüben. Man sieht's dem Manne übrigens nicht an, daß er schon in die Sechzig ist."

„Artisten schätzen ist schwer! Wie alt bist du eigentlich, Anita?"

Freimütig antwortete das Mädchen: „Ich bin genau so alt, wie ich ausschaue, Toni!"

„Vierundzwanzig, würde ich raten!"

„Aber du weißt es doch aus meinen Papieren, sechsundzwanzig Jahre bin ich alt. Schönes Alter für ein Mädel. Da sind die meisten schon glücklich verheiratet!"

„Möchtest du das auch sein, Anita?"

„Wer möchte das nicht! Glücklich verheiratet, einen Menschen um sich haben, der es wert ist, daß man ihn umsorgt, einen Menschen . . . den man lieben kann, und der einen wiederliebt. Ach, kann es was Schöneres geben? Wir beide stehen doch ganz allein auf der Welt. Unsere Eltern sind tot. Du hast überhaupt keine Verwandten mehr. Ich habe noch einen Onkel, der ist Großkaufmann. Und dann zwei alte Tanten, die im Stift sind samt ihrem Vermögen. Für die bin ich als Tänzerin die verlorene, unmoralische Tochter. Die haben ja keine Ahnung von meinem Beruf; was für eine Unsumme von Fleiß meine Arbeit verlangt. Unmoralisch! Hast du schon unter Künstlern viele wirklich unmoralische Menschen gefunden?"

„Nein . . . bis jetzt nicht!"

„Es gibt sicher auch unter uns schlechte Menschen, leichte, liederliche Charaktere; aber doch recht selten. Wir sind meist bürgerlicher, als die anderen Berufe. Ja, wir müssen es sein. Unser Beruf zwingt uns dazu. Das sagt Herr Borke auch."

„Der gute Otto!" lachte Toni und sah, wie Anita Garry leicht errötete.

„Magst du ihn gut leiden?"

„Das tun wir wohl alle, meine Liebe. Aber ich glaube . . in ein Herz hat sich der Schlingel besonders eingeschlichen!"

„Ach, in welches denn?"

Da nahm Toni die Tänzerin am Ohrläppchen und zog sie sanft näher: „Kleine Heuchlerin!"

„Aber Toni!" Purpurrot wurde nun Anita.

„Siehst du, jetzt bist du ganz verlegen! Du, ich glaube, Otto sieht dich auch sehr gern."

„Möglich! Aber . . . du weißt ja . . . wenn jemand das Wort heiraten sagt, dann hebt er beide Hände abwehrend in die Höhe."

„Ach, der tut sie auch wieder herunter und benutzt sie einmal, ein liebliches Mädchen zu umarmen."

„Na, das muß aber seltsam bei ihm zugehen!"

Anita seufzte ein wenig verliebt auf.

„Du", begann sie dann wieder, „übrigens hast du ja auch einen Verehrer gefunden!"

„Ich? Du träumst wohl, meine gute Anita!"

„Ach was, tu doch nicht immer so, als wenn du nicht bildhübsch aussähst. Hülle dich mal in meine Kostüme, ich glaube, daß du dann viel schöner bist, als ich!"

„Schmeichle nur immer zu, Anita!"

„Bist du denn nicht neugierig, wer dich so heiß verehrt?"

„Nein, nicht die Spur. Denkst du vielleicht an den langen Amerikaner, der immer so schafdämliche Augen macht?"

„Aber Toni, Mr. Packer ist doch kein übler Mann! Soll in Amerika ein angesehener Makler sein!"

„So jung und schon Makler!" spottete Toni. „Bei uns sind die Makler alles alte, unausstehliche Kerls. Dieser Mr. Packer sieht zu bescheiden aus, um Makler sein zu können!"

„Aber liebe Toni, er mag dämlich sein, das wissen wir beide noch nicht. Auf alle Fälle ist er ein sehr zurückhaltender junger Herr, der sich hochanständig gibt."

„Ja doch, meine gute Anita, nichts gegen Mr. Packer, aber er soll sich das Anschmachten abgewöhnen, dann tanze ich heute abend sogar einmal mit ihm!"

„Du wirst ihn . . ."

„Zum Glücklichsten aller Sterblichen machen! Kenne ich, Anita. Freust du dich auf unseren Ball heute abend?"

„Ja! Ich bin gern fröhlich!"

„Es ist im Leben viel wert, wenn man es sein kann. Ich gebe mir auch Mühe, habe Bitteres hinter mir, es ist noch nicht ganz überwunden."

Anita Garry schlang die Arme um Toni. „Sei still, kleines Mädel! Du mußt vergessen, sollst dich nicht mit traurigen Erinnerungen hinschleppen."

Tonis Augen flogen weit über das Meer.

„Ich will's auch nicht!" sagte sie einfach. „Im Leben hat mein Vater den Frieden nicht finden können, möge er ihn jetzt gefunden haben."

* * *

Der Clown Bohne war einer der erklärten Lieblinge des Publikums. Bohne, der auch im gewöhnlichen Leben diesen Namen trug, war ein kleiner, dicker Mann, das heißt, eigentlich wirkte er noch dicker durch seine komischen Flanell-Anzüge.

Ein Universalgenie, in allen artistischen Sparten erfahren, ritt wie ein Wildwestmann und brillierte als fabelhafter Zauberkünstler.

Heute, an der Tafel im großen Speisesaal, saß er neben der dicken Mrs. Lauterbach, Gattin eines Fleischerporteurs aus Montevideo, die von längerem Aufenthalt in Deutschland zurückkehrte und sich recht wohl unter dem lustigen Zirkusvölkchen fühlte.

Bohne richtete an den Steward plötzlich die Frage: „Steward . . . sagen Sie, das Essen, das kost' doch bei euch nischt?"

Der Steward, ein lustiger Rheinländer, nickte ihm zu.

„Alles kostenlos, Herr Bohne!"

„Und die Löffels kann man sich doch auch einstecken?"

„Das geht natürlich nicht, Herr Bohne!" lachte der Steward, der genau wußte, daß es wieder auf einen Scherz hinauslaufen würde.

„Ja aber . . .!" tat Bohne aufgebracht. „Was andere dürfen, das darf ich doch auch! Die Dame hier hat eben zwei silberne Löffel verschwinden lassen!"
Er deutete dabei auf Mrs. Lauterbach, die erst ganz blaß wurde.
Dann fuhr sie auf und fauchte Bohne an: „Was fällt Ihnen ein! Ich . . . ich . . . und Löffel klauen? Das ist ja unerhört!"
„Aber bitte . . .!" Bohne faßte zu und holte aus dem Rückenausschnitt von Mrs. Lauterbach zwei silberne Kaffeelöffel hervor.
Die dicke Dame stieß einen entsetzten Schrei aus:
„Das . . . das ist doch . . .!"
Aber es kam noch toller. „Was haben Sie denn hier hängen?" fragte Bohne neugierig. Er faßte an ihre linke Schulter und hielt . . . ein rohes Kotelett in der Hand.
Mrs. Lauterbach schrie noch ärger auf und stieß das Kotelett von sich. Es fiel unter den Tisch. Im nächsten Augenblick hörte man Hundegebell, dann ertönte der Bierbaß eines Unbekannten: „Aber Karo, meine Wade ist doch keen Kotelett nich!"
Mrs. Lauterbach fiel fast in Ohnmacht. Die Gäste aber brachen in schallendes Gelächter aus.
Toni griff ein und bat über den Tisch liebenswürdig Mrs. Lauterbach: „Gnädige Frau, Sie werden unserem schlimmen Bohne den Scherz, den er sich als Zauberkünstler erlaubt hat, hoffentlich nicht übelnehmen. Lachen Sie mit uns! Das nächstemal ist einer von uns das Opfer!"
Mrs. Lauterbach sagte kein Wort, nickte nur mehrmals. Tonis Worte waren wie Oel auf die Wogen der Erregung und Empörung.
„Ach, Fräulein, ich war ja so erschrocken!" Dann wandte sie sich an Bohne, der mit zerknirschtem Gesicht dasaß: „Sie schlimmer Mensch! Der Hund waren Sie wohl auch?"
Bohne grinste: „Allemal, gnädige Frau, auch sein Besitzer. Ich kann ein wenig Bauchredner spielen."
Damit war der Frieden wieder hergestellt.
Abend auf hoher See. Markolf stand an der Reling und dachte, wie wunderschön das Schiff aus der Ferne anzusehen sein müsse mit seinen vielen Lichtern, die weithin leuchteten.
Die Melodien aus dem Tanzsaale klangen bis zu ihm herauf. Sie sangen und schmeichelten. Das junge Volk tanzte mit einer Leidenschaft ohnegleichen, trotz der warmen, tropischen Nacht.
Markolf atmete tief die milde, feuchte Luft des Meeres ein. Wie wohl das tat! Ganz allein mit sich zu sein, nicht immer gesucht und getroffen von den Blicken der Frauen, daß es ihn manchmal wie Trotz gepackt hatte. Was wollt ihr von mir?
Früher! Ja, da hatte er sich bisweilen auch in den Strudel gestürzt, hatte sich treiben lassen. Jetzt war etwas in ihm, das sich dagegen stemmte. Trotz war erwacht, der ihn trieb, sein Leben selber in die Hände zu nehmen, alles nach eigenem Willen zu gestalten.
Seine Augen waren klarer geworden. Er vermochte das Gemachte vom Natürlichen zu unterscheiden. Wie war das alles gekommen? Hatte das jene Li vollbracht und die Enttäuschung durch sie?
Nein! Markolf lächelte.
Nicht Li, eine andere war es. Die frische, unverdorbene Toni, die mit festen Händen das Leben anpackte und mit klaren Augen in die Welt sah.
Toni!
Daß sie schön war, das war ihm noch nie so aufgefallen als heute, da er sie beim Tanze im Arme gehalten. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, das ihre vollendete Figur wundervoll zum Ausdruck brachte und als einzigen Schmuck eine goldene Kette um den Hals. Ihr Antlitz wirkte in seiner Reinheit edel und anmutig. Ihre Art zu gehen, zu sprechen, war charmant und selbstsicher.
Eine Dame, den Eindruck hatte jeder von ihr, und als Dame behandelte man sie. Toni hatte wenig getanzt. Meist saß sie mit seinem Vater zusammen oder mit Meunier, mit dem sie immer wieder über das neue Gastspiel zu sprechen hatte. Sie war mit Leib und Seele dabei.
Plötzlich zuckte Markolf zusammen.
Eine Hand hatte seine Schulter berührt. Er fuhr herum und sah in Tonis liebes Gesicht.

„So in Gedanken, Herr Hollerbek?"
„Ich habe einmal verschnauft. Es ist kein Vergnügen, die ganze weibliche Besatzung des Schiffes aufs Parkett zu führen!"
„Ich enthebe Sie huldvoll der Verpflichtung — bei mir!"
„Tanzen Sie nicht gern?"
„O doch!"
„Aber nicht mit mir?"
„Warum nehmen Sie das an? Plaudern wir doch von was anderem! Wenn wir so an der Reling stehen, da müßten uns doch Gedanken überkommen, wie . . Unendlichkeit des Meeres . . grenzenloses Gefühl der Einsamkeit beim Ueberfliegen der Wellenberge! Was? Eigentlich müßte da bei uns Deutschen die dichterische Ader platzen. Hoffentlich sind Sie kein Dichter!"
„Kein Talent dazu! Wer könnte auch neben unserem großen Hausdichter Otto Porke bestehen!"
„Machen Sie sich lustig über ihn?"
„Im Gegenteil! So was von Phantasie, verbunden mit einer geradezu gigantischen Tatkraft gibt es nicht leicht wieder. Ein Genie! Ich ziehe gern den Hut! Glauben Sie, wenn der wollte, dieser Sportsmann durch und durch, er könnte sogar das leisten, was mein Stolz ist!"
„Sie sind zu bescheiden! Aber eins freut mich, daß Sie auch anderen Ehre widerfahren lassen, vollste, uneingeschränkte Anerkennung."
Markolf lächelte. „Wenn man Artist ist, dann hat man ein Auge für alles, was Können heißt. Artisten sind gerecht."
„Sie sind ein wenig mehr. Sie sind ein Künstler!"
„Das akzeptiere ich nicht! Wir Artisten sind Könner, nicht Künstler. Das Wort möchte ich nur auf die angewandt haben, denen die Natur das Genie in die Wiege gelegt hat."
„Ist das nicht oft beim Artisten der Fall?"
„Ich glaube nein! Als Artist wird man nicht geboren. Unser Können schafft meist nur die mühevolle Arbeit. Unser Fleiß bewirkt die Leistung."
„Fleiß! Schönes Wort! Kommen Sie, das Wort muß auch jetzt zu Ehren gelangen: Fleißig tanzen!"
„Aber erst nur mit Ihnen!"
„Nein! Wir können später tanzen! Widmen Sie sich jetzt den anderen."
„Warum den anderen? Wer weiß, was aus uns noch werden kann!"
Toni sah ihn lachend an: „Ausgeschlossen!"
„Möchten Sie mich nicht?"
Er übersah im Dunkel, wie Toni ein kleinwenig verlegen wurde. „Nein . . . Sie sind mir zu schön, mein Lieber! Dann läuft Ihnen mal so eine extraschöne Schönheitskönigin über den Weg, und aus ist's mit der Treue! Sie müssen sich ein Mädel nehmen, das mindestens so schön ist wie Sie!"
Markolf lachte mit Toni, dann seufzte er: „So eine Ehe stelle ich mir aber langweilig vor!"

* * *

Toni tanzte mit dem hageren Amerikaner Mr. Packer. Der Mann war gar nicht so dämlich, wie er aussah, sondern unterhielt Toni sehr nett. Er erzählte von seiner Heimat, seinem Geschäft, berichtete, daß er in sehr guten Vermögensverhältnissen lebe und schilderte das schöne Haus, das er in der Umgebung von Neuyork besitze.
„Da müssen Sie eigentlich ganz angenehm leben, Mr. Packer!"
„O yes, aber es fehlt noch etwas zum richtigen Zufriedensein!"
„Was denn?"
„Eine Frau!"
„Aber ich bitte Sie, unter Amerikas holden Töchtern werden doch sicher Geschöpfe sein, die Sie gern heiraten möchten."
„Gewiß, aber . . . sie gefallen mir nicht . . . und nein, nein . . . meine Frau muß eine Deutsche sein — und sie muß so aussehen, wie Sie, Miß Hardenberg!"
Dabei blickte er sie strahlend und bittend zugleich an.
Toni erwiderte lächelnd den Blick.
„Ja, wo gibt's nun noch eine, die so ausschaut wie ich?"
„Die gibt's nur einmal!"
„Soll das ein Antrag sein, Mr. Packer?"

„O yes!"
„Schade! Mein erster Korb! Sie sind ein netter Kerl, Mr. Packer. Ich vermag mir vorzustellen, daß wir gute Freunde sein könnten. Aber heiraten . . . nehmen Sie es mir nicht übel: dazu langt es eben nicht."
„Oh . . . wie schade!"
„Sie finden eine andere, eine viel hübschere! Verlassen Sie sich drauf! Tanzen können Sie sehr nett!"
Dabei nickte sie ihm freundlich zu. Als der Tanz zu Ende war, führte Mr. Packer Toni an ihren Tisch zurück.

* * *

Hollerbek sah dem Balle zu und beobachtete seinen Sohn, der eben mit Toni tanzte. Meunier, der neben ihm saß, folgte dem Blick.
Plötzlich sagte Meunier: „Donna Juanita Validos wird Ihren Sohn sehnsüchtig erwarten!"
Hollerbek sah überrascht auf den Vertreter.
„Meinen Sie? Ist die Validos immer noch nicht verheiratet?"
„Nein! Seit ihre Eltern tot sind, lebt sie als Grande-Dame in Rio und kann sich mit ihrem Riesenvermögen jeden Luxus erlauben. Ich glaube aber, Sie hat Markolf noch nicht vergessen."
„Sechs . . nein sieben Jahre liegen dazwischen!"
„Was tut es! Sie ist unverheiratet und wird sicher alles dransetzen, um ihn jetzt zu gewinnen!"
„Reizende Aussicht!"
„Eine Klippe, unleugbar! Es wird aber deren noch mehr geben. Die Natur hat Ihren Jungen förmlich sehr begnadet. Dieser Typ ist selten und drüben der gesuchteste. Auf ihn fliegen alle Weiber. Ihr Sohn wird sehr viel Anwert haben, aber auch Gefahren finden. Man müßte ihnen begegnen!"
„Wie wäre das möglich?"
„Angenommen, Ihr Sohn wäre verheiratet! Oder verlobt . . . seine Braut begleitete ihn."
„Ja aber er ist beides nicht! Da läßt sich nichts machen!"
„Doch, es läßt sich was tun! Geben Sie ihm eine Pseudobraut!"
Der alte Herr lachte hell auf.
„Köstlicher Gedanke! Und wer, meinen Sie, würde eine gute Pseudobraut sein?"
„Fräulein Hardenberg!"
Hollerbek schmunzelte. „Hm . . . ich glaube, die könnte sogar noch mehr werden!"
„Wäre Ihnen das angenehm?"
„Mir? Ich heirate ja nicht! Da rede ich Markolf nicht hinein. Wenn er ein rechtes Mädel findet, mir ist dann die Aermste willkommen."
„Sprechen Sie einmal mit Fräulein Hardenberg!"
„Warten wir noch ein wenig ab, lieber Meunier. Wir werden es bis drüben vertagen."

* * *

Der Zwerg Pipo, einer der originellsten Clowns des Zirkus, verspürte ein menschliches Rühren im Magen.
„Kaffeebohne," begann er und verzog den Mund von einem Ohr zum andern. „Ich habe Hunger! Mein hochwerter Magen seufzt nach Nahrungsmittelzufuhr."
Pipo setzte dem braven Familiennamen Bohne stets ein Beiwort vor, das sich nach dem Grad seiner Laune richtete. War er besonders gut gelaunt, dann nannte er den Freund Kaffeebohne, war er poetisch angehaucht, dann verstieg er sich wohl einmal zu Feuerbohne, aber wehe, wenn er schlecht gelaunt war, dann wurde der brave Freund zur Saubohne.
Bohne sah wie von einem Turm herunter auf den Kleinen.
„Dann mußt du etwas essen, mein Söhnchen! Ich schlage vor, wir gehen hinab in den Bauch des Schiffes und klopfen bei der Küche an. Man wird uns hungernde Zwischendeckler nicht abwimmeln!"
Pipo nickte, und gemeinsam begaben sie sich auf die Suche. Erst aber lief der Zwerg noch einmal nach seiner Kajüte und zog sich einen anderen Rock an, der sich im Aussehen nicht besonders von dem angehabten unterschied, aber auf der Rückenseite lauter kleine Häkchen hatte.
Im Küchenreich herrschte allgewaltig und absolut Herr Wilhelm Großkopf, einst kaiserlicher Hofkoch, dann Chef im Adlon und anderen ersten Häusern, jetzt Oberhaupt der Küche des „Rio de Janeiro".

Großkopf war ein Ekel.
Das behauptete einstimmig sein gesamtes Personal. Unnahbar, stolz, tyrannisch regierte er in seinem Reiche.
Auf Peinlichkeit und Ordnung hielt er. Das war schön und anerkennenswert. Aber keiner konnte es ihm recht machen.
Das Personal hatte Feierabend. Auch Großkopf war nicht anwesend. Nur zwei Köche und ein paar Jungen waren noch an den Herden beschäftigt.
Als die beiden Clowns eintraten, wurden sie mit Hallo empfangen.
„Kinda!" sagte Pipo, „oben is mich zu ville Betrieb! Ick dachte, jehst mit die Kaffeebohne mal in die Küche."
„Er hat Hunger!" warf Bohne ein. „Und ich auch!"
Pipo trat zum Herd, hob sich auf die Zehenspitzen und sah lüstern in eine Pfanne, in der ein prächtiges Hühnchen schmorte.
Dann blickte er zu Bohne und blinzelte ihm zu.
Bohne verstand. Er redete das Hühnchen an: „Wo willst du hin, mein Kleines?"
Prompt kam die Antwort — Bohne produzierte sich als Bauchredner —: „In Pipos Magen!"
Die Köche wollten sich ausschütten vor Lachen. Hanns Bötter, der Koch, winkte ab: „Dat geiht nich, meine Herren, dat Huhn will unser Chef! Dat brate ick vor ihm."
Bohne und Pipo zwinkerten einander zu.
Sie taten, als kümmerten sie sich nicht mehr um das Huhn.
Bohne machte verschiedene Scherze und Kunststückchen. Niemand bemerkte, wie das Huhn aus der Pfanne wanderte, und wie Pipo mit vollen Backen hinter Bohne kaute, keiner sah, wie die Knochen in den Kohlenkasten flogen.
Bis mit einem Male der Koch in die leere Pfanne guckte.
Er schrie vor Schreck auf: „Wo ist denn das Huhn?!"
In dem Augenblick trat Herr Großkopf, der Küchenchef, ein. Er runzelte die Stirn und sagte: „Was ist mit dem Huhn? Ist es noch nicht fertig? Sie arbeiten aber schnell, lieber Bötter, verdammt fix, muß ich schon sagen."
„Ja . . . aber . . . ich . . . ja dat geiht nich mit richtige Dinge zu! Eben war es in die Pfanne!"
Ganz ratlos sah der gute Kerl vor sich hin.
Am nächsten Herd war ein Kochjunge damit beschäftigt, Pfannkuchen zu backen. Eben tat er den letzten aus dem zischenden Fett. Die waren auch für den Küchenchef, der über einen gesegneten Appetit verfügte.
Begehrlich ruhten Bohnes Augen auf den leckeren Pfannkuchen, die lieblich dufteten.
Sein Plan war fertig. Er zerrte Pipo ein Stück mit vor, daß die Pfannkuchen hinter ihnen waren.
Dann sagte er: „Hühnchen, wo bist du?"
In dunklem Baß antwortete eine Stimme: „In Pipos Magen!"
„Was?" ereiferte sich Bohne. „In Pipos Magen? Pipo du hast das Huhn gefressen!"
„Nein, nein!" jammerte der Zwerg. Aber Bohne schlug auf ihn ein. Er tat natürlich nur so, als wolle er ihn verdreschen, und bei jedem Schlag verschwand ein Pfannkuchen, bis der Teller leer war
Dann schrie er in schrillem Diskant: „Fort mit dir, du Mißgeburt der Hölle! Hinaus mit dir!"
Pipo tat sehr ängstlich und retirierte sofort nach der Tür, verbeugte sich ein paarmal und türmte dann. Aengstlich war er dabei bemüht, daß keiner der Köche seine Rückseite sah, denn die war mit Pfannkuchen nur so behangen.
Bohne tat immer noch entrüstet.
„Nein, das . . . das ist eine Ungeheuerlichkeit! Frißt der Kerl ein ganzes Huhn auf!"
„Ich werde das dem Käpt'n melden!" schrie Großkopf außer sich
„Das müssen Sie! Unbedingt müssen Sie das, Herr Oberkochenküchenmeister!"
Plötzlich erklang wieder die geheimnisvolle Stimme, die Bohne als Bauchredner so wundervoll produzierte: „Wat denn, rege dir man nich uff. In den Kerl seine Wampe paßt eene Jans doch ville besser!"
Die Köche und Küchenjungen standen wie erstarrt. Der Küchenchef kriegte vor Wut bald keine Luft. Er sah sich um und rief: „Wo ist der unverschämte Kerl?"
Lief dann in der Küche herum und sah in alle Winkel. An Bauchrednerei dachte er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Zahlen des Lebens

Von Dr. F. Bernhardt

Die 2.012.800.000 Menschen (um 1800 waren es nur 775 Millionen), die nach der ersten offiziellen Statistik des Völkerbundes, die Erde bevölkern, und die bequem auf der kleinen Ostseeinsel Bornholm eine Generalversammlung abhalten könnten, sprechen 3064 uns bekannte Sprachen, in denen mehr als 4100 Religionen gepredigt werden. Aber auch **wieviele Menschen überhaupt je auf Erden gelebt haben**, wissen wir, oder glauben wir zumindest, dank der Berechnungen eines englischen Gelehrten, — Engländer sind immer große Statistiker gewesen — zu wissen. Er kam zu der gigantischen Zahl von 46 Trillionen. Es hätten also demnach auf jeder Quadratmeile des festen Erdbodens etwa 135 Millionen Menschen gewohnt oder fünf Menschen auf jedem Quadratfuß. Die **enge Verwandtschaft des heutigen Menschengeschlechtes** untereinander „von Adam her", ergibt sich aus der Tatsache, daß jeder heute lebende Mensch eine Ahnenreihe von 4000 Elternpaaren seit 100 000 Jahren, 70 Elternpaaren seit Beginn unserer Zeitrechnung besitzt. Bestünde nun nicht die notwendige Verwandtschaft unter unseren Ahnen, so müßte vor undenklichen Zeiten die Erde übervölkert gewesen sein, während das Gegenteil der Fall ist. Z. B. hat das riesige römische Weltreich zur Zeit seiner höchsten Blüte (1—200 n. Chr.) nicht mehr Einwohner gezählt als heute Spanien allein. Noch im Jahre 1400 gab es nur etwa 11 Millionen Deutsche und 4 Millionen Engländer. (D. h. ohne Schottland, Irland und die späteren Kolonien).

Ganz verschieden ist auch das **Wachstum der verschiedenen Völker** im Laufe der Jahrhunderte erfolgt. Das älteste Kulturland, Aegypten, hat seit dem Altertum seine Einwohnerzahl kaum vermehrt. Die Franzosen haben sich seit 1480 verdreifacht, die Spanier verdoppelt, die Italiener vervierfacht, die Deutschen versechsfacht, und Rußland soll heute sogar eine 50mal größere Bevölkerungszahl besitzen als vor 500 Jahren. Ebenso verschieden vermehrten sich die einzelnen Menschenrassen. Während sich die Chinesen in einem Jahrhundert nur um ein Sechstel vermehrt haben, ist die Anzahl der Malaien seit 1800 von 11 Millionen auf 67 Millionen gestiegen. Dann folgen die Europa-Amerikaner, deren Zahl in dieser Zeit von 185 Millionen auf etwa 700 Millionen gewachsen ist. Man kann also demzufolge für Europa allein im Jahre 1980 mit einer Bevölkerung von nahezu einer Milliarde rechnen, mehr Menschen als es 180 Jahre vorher auf der ganzen Erde gab.

Im Wald und auf der Heiden

Lebt unsere Pflanzenwelt im Winter?

Daß unsere Pflanzen in Flur, Wald und Feld im Winter leblos sind, ist eine Anschauung, der jeder Naturkundige widersprechen muß.

Nach außen hin zeigt sich zwar kein merkliches Lebenszeichen bei den blattlosen Bäumen und Sträuchern und doch verharren sie nicht in unbedingter Lebensstarre.

Dem Auge verborgen vollzieht sich auch im Winter ihr Stoffwechsel. Ihr Zellenleib ist beim Abschluß der Wachstumszeit gefüllt von Stärkekörnern, die jetzt zu Zucker oder Fett umgewandelt werden.

Auch bei den immergrünen Gewächsen vollzieht sich der gleiche Vorgang, abgesehen davon, daß diese jetzt vielfach an der Reife ihrer Samen arbeiten, bis dann gegen das Frühjahr hin der umgekehrte Stoffwechselvorgang stattfindet. Dann liegt es den Pflanzen ob, Stärke für die in Aussicht stehenden jungen Blättchen herzustellen.

Doch dem suchenden Auge zeigt sich auch sichtbares Leben.

Manch wohlschmeckender Salat in Gestalt von Wasserkresse, Wasserehrenpreis, Wassergauchheil sproßt im munter plätschernden Quellbach, in der Umgebung des Wassers arbeiten zahllose Flechtenarten gleichfalls am Bau neuer Pflanzenteile.

Weiter können wir Moose in voller Lebensbetätigung finden, einzelne lassen jetzt ihre Mooskapseln heranreifen, viele „blühen" nur im Winter.

In die Wintermonate fällt auch die Blütezeit der bekannten Christrose.

Bei längerer warmer Witterung hält es nicht schwer, blühende Maßliebchen zu entdecken, auch andere Kräuter zeigen sich im Blütenschmuck.

Weide, Seidelbast und Haselnuß erblühen nicht selten gleichfalls im Winter. Unter der Moderdecke unserer Laubwälder kann man viele Pilze emsig an der Arbeit finden, um sich die zur Verfügung stehenden organischen Stoffe nutzbar zu machen.

So findet das suchende Auge eine ganze Reihe bemerkenswerter Lebensformen, und nur wenn starker, tagelanger Frost anhält, dann erstarrt die nach außen hin sichtbare Betätigung des Lebens. Mit dem Eintreten des Tauwetters setzt sie jedoch sofort wieder ein.

Jeder kann sich vom Fortgang des Pflanzenlebens auch im Winter selbst überzeugen, wenn er ein und dieselbe Pflanze im Zeitraum von Wochen immer wieder beobachtet. Von Tag zu Tag sind die Fortschritte natürlich so gering, daß sie nicht auffallen, aber schon nach einer Woche macht sich der Unterschied bemerkbar.

Nehmen wir z. B. eine Wasserkresse und schneiden an einem Tage alle über das Wasser hinausragenden Triebe ab, so werden wir erkennen, daß je nach der Witterung, bald früher, bald später neue Triebe über die Wasserfläche hinausgewachsen sind. Am schnellsten nehmen freilich alle unter Wasser wachsenden Triebe dieser Pflanze an Länge zu.

—

Schwarzröcke

Unserem Schwarzwild, wie der Weidmann das in unseren Waldungen vorkommende **Wildschwein** benennt, zu begegnen, ist für den Unerfahrenen zuweilen nicht ohne Gefahr.

Das geistige Wesen des Wildes ist nicht so stumpf, wie man gewöhnlich annimmt, vielmehr ist es ein Gemisch von behäbiger Ruhe, harmloser Gutmütigkeit und ungewöhnlicher Reizbarkeit.

Unerzürnt tut selbst das stärkste Wildschwein keinem Menschen etwas zu leide, aber alte Sauen und namentlich die groben Schweine vertragen keine Reizung, nicht einmal eine Neckerei.

Setzt der Wanderer seinen Weg ruhig fort, so bekümmert sich der Schwarzrock nicht um ihn und entfernt sich flüchtig. Wird das Tier aber gereizt, so nimmt es selbst den bewaffneten Mann ohne weiteres an und geht, in Wut geraten, gleichsam blind auf seinen Gegner los.

Vor verwundeten Sauen hat selbst der erfahrene Jäger Ursache, auf seiner Hut zu sein. Unglaublich schnell kommt das Schwein gefahren, wenn es einen Menschen oder Tier annimmt.

Mit seinen Gewehren versetzt es gefährliche kräftige Schläge, und nur selten hält es auf, noch weniger kehrt es um.

In solchen Fällen gilt es, nicht die Besinnung verlieren. Ein Sprung hinter den nächsten Baum oder auf die Seite läßt den grimmigen Gesellen vorbeifahren, weil er nicht genügend gewandt ist.

Ist für dieses Rettungsmittel weder Zeit noch Gelegenheit übrig, so bleibt nur noch das sich auf-die-Erde-werfen übrig, denn der kämpfende Keiler kann immer nur nach oben, nie aber nach unten schlagen.

Anders ist es bei der Bache. Sie wird nicht so leicht zornig, gibt aber dem männlichen Schwein an Mut wenig nach. Zwar kann sie mit ihren Hacken durch Schläge keine argen Verwundungen beibringen, sie wird aber, wenn sie den Menschen annimmt, deshalb gefährlicher, weil sie bei dem Gegenstand ihrer Wut stehenbleibt, mit den Läufen auf ihm herumtritt und durch beißen ganze Stücke losreißt.

Bachen, die noch Frischlinge führen, gehören zu den gefährlichsten aller Tiere und lassen in der Verfolgung eines Kinderräubers nicht eher ab, bis dieser überwunden ist oder ihnen wenigstens das Junge zurückgegeben hat.

Bei Gefahr leisten sich die Wildschweine gegenseitig Hilfe und namentlich Junge werden von den Aelteren mit unerschütterlichem Mute verteidigt.

Also Vorsicht, wenn man Schwarzröcken begegnet, im besonderen, wenn man von einem Hunde begleitet ist. Hunden widersetzt sich das Wildschwein stets und versucht, ihnen gefährlich zu werden.

Wolfram.



FÜR DIE JUGEND

Merkwürdige Segelboote

Wohl die merkwürdigsten Segel der Welt haben die Bewohner der Dörfer an den Mündungen der großen Flüsse des Papua-Golfes, die Australneger. Ihre Segelschiffe, die sogenannten „Lakatoi", tragen große Mattensegel in Form von Krebsscheren (s. Abb.).

Aus diesen Lakatoi-Booten werden von den Eingeborenen ganze Flottillen zusammengestellt, mit denen sie oft weite Fahrten unternehmen. Es sind große prächtig geschnitzte und bemalte Boote, nach deren Fertigstellung ein Zauberer bestimmte Teile der Fahrzeuge ausräuchert, um durch diese Zeremonie dem Lakatoi-Boot, wie es der Aberglaube will, erhöhte Segelkraft zu geben und der Expedition Glück zu verschaffen.



Der Anker, der aus einem durch ein Netz gehaltenem Steine besteht, gilt als heilig und wird, sobald er herabgelassen wird, von drei Männern eigens bewacht.

Bevor die Expedition ausfährt, versammeln sich ganze Scharen von Mädchen auf den Plattformen der Schiffe und führen Tänze auf.

Interessant sind die Wahrzeichen, aus denen die Zurückgebliebenen zu wissen glauben, ob es ihren kühnen Angehörigen auf der Fahrt gut oder schlecht geht. Empfindet zum Beispiel jemand auf der rechten Körperseite Jukken, so ist dies eine gute Vorbedeutung, auf der linken jedoch eine böse.

Auch Träume geben darüber Auskunft, die sodann ein Zauberer auslegt.

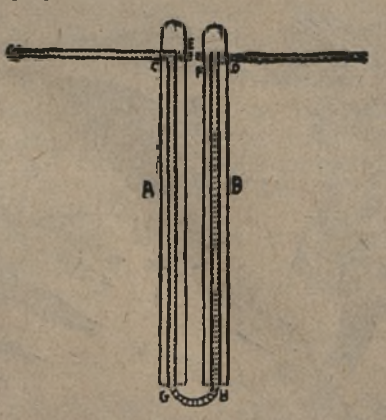
Sobald die zurückkehrende Flottille in einer Entfernung von zwanzig oder dreißig Seemeilen gesichtet wird, nehmen die Frauen der beiden Anführer, sowie die Angehörigen der Mannschaft ein Bad und fahren den Ankömmlingen im Kanu entgegen.

Die glückliche Rückkehr gilt als großes Fest und wird dementsprechend von dem ganzen Stamm freudig gefeiert.

Die Zauberschnur

Wenn ihr das folgende kleine Zauberkunststückchen mit dem nötigen ernsten und geheimnisvollen Hokus-pokus ausführt, werdet ihr sicherlich großen Erfolg und Applaus bekommen. Paßt also auf!

Zwei Hölzer, auf unserer Abbildung mit A und B bezeichnet, sind hohl, so daß man eine mittelstarke Schnur bequem hin- und herziehen kann. Auf der Seite C und D befindet sich eine Oeffnung, damit die Schnur eingefädelt werden kann. Auf der Seite E und F aber sind nur zwei kleine Löcher eingebohrt, in die man je ein Stückchen der gleichen Schnur einleimt.



Wenn nun die große Zaubervorstellung beginnt, werden die beiden hohlen Holzstäbe so gehalten, daß die Enden G und H nach unten gerichtet sind. Jetzt wird scheinbar die Schnur bei E und F durchgeschnitten, am besten läßt sich das mit einem gewöhnlichen Taschenmesser ausführen. Ein paar rasche Schnitte, und alle Zuschauer glauben, die Schnur wäre nun tatsächlich entzwei. Wie groß aber ist ihr Erstaunen, wenn ihr nun die Schnur bei C herauszieht und alle sehen, daß sie unversehrt ist! Der kleine Zauberapparat hat übrigens noch den großen Vorteil, daß man ihn nur einmal anzufertigen braucht, um ihn immer wieder, natürlich vor wechselndem Publikum, zu verwenden.

Eine kleine Gasfabrik

Ein beliebig starkes Papierblatt wird, wie es unsere Abbildung zeigt, zusammengerollt, so daß eine längliche Trichterform entsteht. Die linke Seite B bleibt offen, während die breitere Oeffnung A an der anderen Seite durch einfaches Umknicken geschlossen wird. Dann wird genau an dem mit A bezeichneten Punkt eine kleine Oeffnung geschnitten oder gebohrt und die Röhre bei B angezündet. (Aufpassen!) Nach einigen Sekunden schon wird, wenn ein brennendes Zündholz über die Oeffnung A gehalten wird, ein schönes kleines Gasflämmchen hier emporbrennen.

Wie baue ich mir ein Aquarium?

Das Aquarium ist nicht nur eine Zierde im Zimmer, sondern es verschafft uns auch das große Vergnügen, Tiere und Pflanzen darin zu beobachten, wie es in freier Natur ganz unmöglich wäre. Man kann sich auf ganz billige Weise ein Aquarium selbst anfertigen. Als Behälter sind große Elementgläser geeignet, auch größere Einmachgläser. Man kann auch in der Mitte geteilte Säureballone aus hellem Glase verwenden; allerdings verzerrt sich beim Durchsehen das Bild. Am besten sind kastenförmige Zinkblechgerüste mit eingekitteten starken Glaswänden, besonders wenn es sich um größere Behälter handelt; dabei ist darauf zu achten, daß die Breite größer ist als die Höhe.

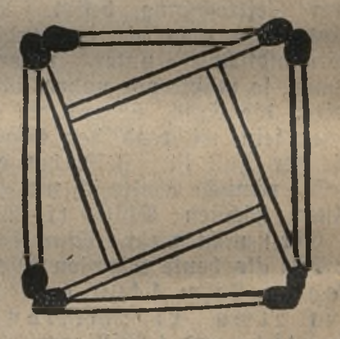
Das Wasser für das Aquarium entnimmt man aus Brunnen oder Seen mit sandigem Untergrund, filtriert es am besten vorher, um die Fische vor Schädigungen zu bewahren.

Das Aquarium stellt man am besten in der Nähe eines Fensters auf, am vorteilhaftesten mit Morgensonne, wobei jedoch zu beachten ist, daß es gegen die heiße Mittagsonne geschützt ist.

Bei der Herrichtung des Aquariums vergesse man nicht die in Moorboden gesteckten Pflanzen, da sie das Wasser mit Sauerstoff anreichern. Der Moorboden selbst kann 5—6 Zentimeter Tiefe haben und wird mit reingewaschenem Sand überdeckt — bis zu 2,5 Zentimeter Dicke —, so daß die Pflanzenwurzeln nicht mehr sichtbar sind. Auch empfiehlt es sich, ein paar Wasserschnecken ins Wasser zu setzen, da diese für Reinhaltung der Scheiben sorgen. Die für das Aquarium nötigen Pflanzen bekommt man für billiges Geld beim Händler.

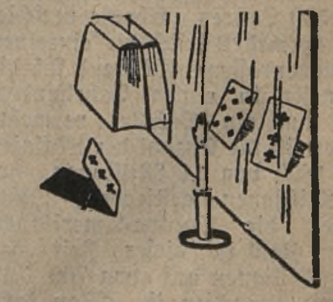
Streichholzaufgabe

Die folgende Streichholzaufgabe wird nicht so leicht erraten werden. Man legt 8 Streichhölzer auf den Tisch. Mit diesen sollen 2 Quadrate und 4 Dreiecke gebildet werden. Ein großes Raten und Verschieben der Streichhölzer wird beginnen, die Köpfe werden sich erhitzen — es wird aber schwerlich einer auf die verhältnismäßig einfache Lösung kommen. Hier ist sie:



Ein optisches Experiment

Wir nehmen eine möglichst glatte und blasenfreie Glasplatte und stellen sie, wie es unsere Abbildung deutlich zeigt, unter Zuhilfenahme zweier Bücher senkrecht auf einen Tisch. Jetzt stellen wir sowohl vor als auch hinter der Glasscheibe eine Spielkarte auf und neben eine der Karten eine brennende Kerze. Durch Hin- und Herbewegen der Karten könnt ihr durch die Platte beide Spielkarten sehen; die eine direkt durch die Glasplatte, die andere als Spiegelbild.



Diese Erscheinung beruht auf einem physikalischen Gesetz, das die Grundlage vieler berühmter Zaubertricks ist, die ihr nun entlarven könnt!

Weitere Heimat-Chronik

Ober-Jastrzemb

Ein Schatz gefunden

In Ober-Jastrzemb ist dieser Tage durch ein Schadenfeuer ein interessanter Fund aufgedeckt worden. Vor mehreren Tagen brannte dort das Wohnhaus eines gewissen Ostrzolek vollkommen nieder. Eine Mauer des Hauses, die unter dem Brande stark gelitten hatte, wurde abgerissen, als plötzlich eine Menge alter deutscher Gold- und Silbermünzen herausfiel, die dort wahrscheinlich jahrelang versteckt gehalten wurden. Ein Teil der Münzen war durch das Feuer beschädigt, ein anderer Teil noch tadellos erhalten geblieben. Die bei den Aufräumungsarbeiten beschäftigten Personen eigneten sich natürlich eine größere Menge des Geldes an, so daß nur der kleinste Teil, 23 20-Markstücke in Gold und einige Silbermünzen dem Besitzer des Hauses verblieben. Wegen der Ansprüche auf den wertvollen Fund entstand bald ein Streit; der Besitzer des Hauses beansprucht die Geldstücke für sich, während eine frühere Besitzerin wiederum sich darauf beruft, daß ihr Mann vor dem Kriege die Münzen versteckte und dann plötzlich verstarb, so daß er das Versteck nicht verraten konnte. Außerdem meldeten sich mehrere Personen, die ebenfalls mit dem Fund irgendwie zu tun haben wollen. Schließlich mußten die Münzen durch die Polizei beschlagnahmt werden, bis der richtige Besitzer gefunden sein wird.

Borin

Aufregende Verfolgung eines Wilderers

In den letzten Nächten wurden die Wildbestände in den Forsten um Borin und Kreuzdorf, Kreis Pleß, von Wilddieben dauernd abgeschossen, so daß der Gutspächter, die Beamtenschaft und die Polizei eine Streife durch die Wälder durchführten, um den Wilderern endlich das Handwerk zu legen. Sie stießen hierbei auf den 18jährigen Karl Kuchta aus Kreuzdorf, der sich durch die Flucht der Festnahme zu entziehen suchte. Kuchta, der in der Umgegend als berufsmäßiger Wilderer bekannt ist, wurde auf der Flucht von einem Beamten angeschossen und durch eine Schrotladung am Rücken verwundet, so daß er zusammenbrach. Der Verletzte wurde ins Spital eingeliefert, sein Jagdgewehr beschlagnahmt.

Ellguth

Betrunkener Vagabund steckt Gastwirtschaft in Brand

In Ellguth ging die Besitzung des Gastwirts Schymura, bestehend aus Wohnhaus und Gastwirtschaft in Flammen auf. Das Feuer verbreitete sich vom Boden aus derart schnell, daß nur der kleinste Teil der Einrichtung gerettet werden konnte. Der Schaden beträgt 10 000 Zloty; ob er durch Versicherung gedeckt ist, ist nicht bekannt. Nach den polizeilichen Ermittlungen liegt Brandstiftung vor; der Brandstifter konnte auch inzwischen in der Person des obdachlosen 56jährigen Franz Meyer aus Ustron ermittelt werden. Meyer hatte sich ohne Wissen des Besitzers auf dem Boden zum Schlafen niedergelegt. Vorher versuchte er zu rauchen und steckte hierbei in der Trunkenheit das Heu in Brand. Er selbst trug erhebliche Verletzungen davon, so daß er ins Juliuskrankenhaus in Rybnik eingeliefert werden mußte.

Kostuchna

Von herabstürzenden Kohlenmassen erschlagen

Auf den Boerschächten in Kostuchna stürzte eine Kohlenwand ein. Die herabstürzenden Kohlenmassen trafen den Bergmann Paul Strzoda und verschütteten ihn. Schwer verletzt wurde der Unglückliche geborgen. Er starb kurz nach seiner Einlieferung in das Emanuelssegener Krankenhaus. Der Tote hinterläßt Frau und ein Kind.

Eichenau

Not kennt kein Gebot

Dieser Tage kam es in Eichenau in der Nähe der Schellerhütte, wo sich einige Notschächte befinden, zwischen einem Polizeibeamten und einer Anzahl von Arbeitslosen, die dort Kohle förderten, zu einem Zusammenstoß. Trotz des Einschreitens des Polizeibeamten ließen sich die Leute in der Arbeit nicht stören. Als der Polizeibeamte sie zum letzten Male aufforderte, das Gelände zu verlassen, erklärten sie ihm, daß sie mit der Förderung der Kohle erst dann aufhören würden, wenn ihnen die Gemeinde die nötige Winterkohle zukommen läßt. Der Beamte, der das weitere Vorgehen gegen die Masse der Arbeitslosen als zwecklos einsah, nahm von seinem Vorgehen Abstand.

Lipine

41 Biedaschächte in die Luft gesprengt

Auf dem Gelände der Mathildegrube bei Lipine wurden von der Polizei 41 Biedaschächte in die Luft gesprengt. Es wurden dazu ungefähr 80 Kilo Sprengmaterial verwendet. Während des Sprengens der Schächte versammelte sich eine große Menge Arbeitsloser bei den Schächten, die mit Bedauern der Arbeit der Polizei zusah. Es kam zu keinerlei Ausschreitungen. Auch Unfälle waren bei den ungefähr 160 Sprengschüssen nicht zu verzeichnen. Die Polizei hat in der Umgebung der Schächte mehrere Posten aufgestellt, um den Arbeitslosen das weitere Fördern von Kohle unmöglich zu machen.

Kleszczow

Raubüberfall

Vor einigen Tagen drangen vier maskierte Banditen in die Wohnung des Arbeiters Josef Kania in Kleszczow, Kreis Rybnik, ein. Mit schußfertigen Revolvern hielten sie die Anwesenden in Schach. Die Banditen durchsuchten die ganze Wohnung und raubten schließlich 8000 Zloty, die dem dort wohnhaften Bruder des Wohnungsinhaber, Johann Kania, gehörten. Die Täter konnten nach vollbrachter Tat unerkannt entkommen. Die bisherige Untersuchung hatte keinerlei Ergebnisse.

Myslowitz

Unterm Schnellzug den Tod gefunden

Auf schreckliche Weise verübte die Sofie Celuch aus Myslowitz Selbstmord. Sie sprang auf der Strecke Kattowitz—Schoppinitz aus einem fahrenden Schnellzug und geriet unter die Räder. Sie war sofort tot. Der Kopf wurde buchstäblich vom Körper getrennt. Die Tote wurde in die Leichenhalle des Gemeindespitals in die Leichenhalle des Gemeindespitals in Schoppinitz überführt. Das Motiv zur Tat ist unbekannt.

Viehpreise

Gezahlt wurden am 12. Dezemb. 1932 auf dem Zentralviehmarkt in Myslowitz für 1 kg Lebendgewicht einschließlich der Handelsunkosten für:

Bullen, vollfleischig, vom höchsten Schlachtwert	60—72	gr
Jüngere vollfleischige Bullen	50—59	,,
Jüngere, mäßig ernährte und ältere, gut ernährte Bullen	43—49	,,
Schlecht ernährte	35—42	,,
Kalbinnen und Kühe:		
Gemästete, vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	60—70	gr
Gemästete, vollfleischige Kühe vom höchsten Schlachtwert	60—65	,,
Ältere gemästete Kühe und wenig gemästete Kühe und Kalbinnen	48—59	,,
Schlecht ernährte Kühe und Kalbinnen	38—47	,,
Kälber:		
Die besten gemästeten Kälber	70—80	gr
Mittelmäßig gemästete Kälber	58—69	,,
Wenig gemästete	52—57	,,
Schweine:		
Mastschweine über 150 kg	115—130	gr
Vollfleischige v. 120—150 kg	100—114	,,
Vollfleischige v. 100—120 kg	89— 99	,,
Vollfleischige v. 80—100 kg	77— 88	,,
Schweine bis 80 kg	— —	,,

Bei Rindvieh lebhaftes Angebot, Tendenz erhalten, bei Schweinen schwaches Angebot, Tendenz fallend.

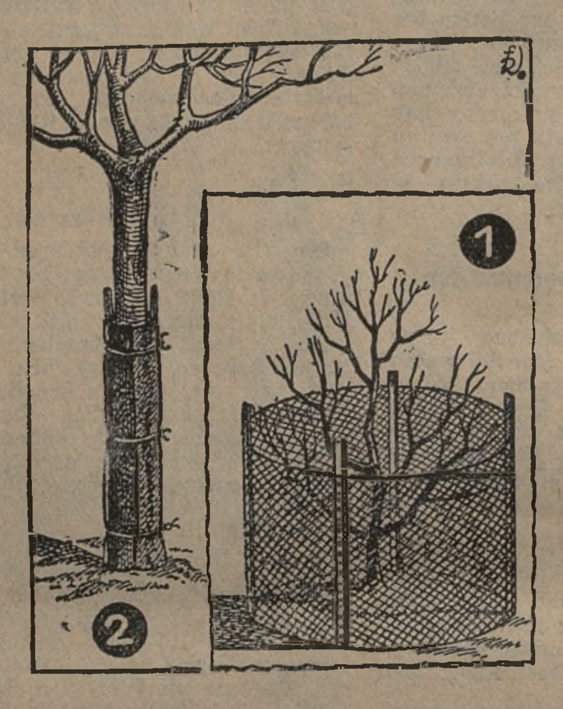
„Der Rebell"

Unter diesem Titel befindet sich ein neuer Film der Ufa in Vorbereitung, der in den Tiroler Bergen spielt. Den Tiroler Rebell Severin Anderin spielt Luis Trenker, der auf unserem Bilde einen französischen Verfolger nach einem Kampf den Abhang hinunterstößt.

AUS DER PRAXIS

Winterschutz im Obstgarten

In schneereichen Wintern sind jüngere Obstbäume in Garten und Feld vielfach Angriffen durch Hasen und Feldmäuse ausgesetzt, die die Rinde der Stämmchen benagen. Da die Bäumchen hierdurch vielfach eingehen, zum mindesten aber für die nächsten Jahre in ihrem Ertrage stark geschädigt werden, muß der Obstzüchter seine Obstbäume hiergegen schützen. Bei Buschobst läßt sich ein solcher Schutz nicht anders erreichen, als daß wir unter Zuhilfenahme von vier Pfählen und dünnem Drahtgeflecht den einzelnen Busch umwehren, wie Abbildung 1 das zeigt. Bei Hochstämmen läßt sich ein erfolgreicher Schutz in weit einfacherer Weise bewerkstelligen. Hier werden die Stämmchen am einfachsten mit Resten von Dachpappe umbunden, nachdem man zuvor zwei Ruten oder Stöcke am Stamm entlang aufgestellt hat, damit zwischen diesem und der Pappe etwas Zwischenraum bleibt, so daß Luft den Stamm umspülen kann (Abb. 2).



Mäuse werden meist dort angelockt, wo man die Baumscheiben mit Mist zu belegen pflegt. Die Mäuse, die in dem warmen Mist gleichsam Schutz suchen, nagen bei dieser Gelegenheit ebenfalls die Rinde des Bäumchens an und schädigen so dasselbe. Auch hiergegen bildet Dachpappe einen wirksamen Schutz, und zwar nicht nur gegen Mäuse, sondern auch gegen die Einwirkung des Mistes auf die zarte Baumrinde. Abzuraten ist das Einbinden der Bäume mit Stroh, da hierdurch die Stämmchen verweichlicht werden, also später um so empfindlicher sind hinsichtlich der Einwirkung von Spätfrösten im Frühjahr (Frostplatten). Auch bietet das Stroh dem schädlichen Ungeziefer einen willkommene Unterschlupf und Gelegenheit zum Ueberwintern. Bei umzäunten Obstgärten sind die schadhaften Zaunstellen auszubessern.

Jetzt kann auch mit dem Auslichten der Baumkrone begonnen werden. Welche Aeste sind zu entfernen? 1. Aeste, die in das Innere der Kronen hineinwachsen, 2. trokkene und kranke Aeste, 3. Aeste, die zu dicht beieinander stehen und dem Licht den Zutritt in die Kronen verwehren und 4. Aeste, die sich kreuzen und scheuern. Ferner kann man jetzt noch bei trockener Witterung die Bäume mit einem Kalkanstrich versehen, der besonders bei jüngeren Obstbäumen unbedingt durchgeführt werden soll. Vorher müssen aber die Bäume gereinigt werden. Die Beschaffenheit der Kalkbrühe muß jedoch so sein, daß sie lange am Baume kleben bleibt und nicht vom ersten Regen abgewaschen wird. Der Anstrich soll einen Schutz bieten gegen die Einwirkung der Wintersonne auf das Zellengewebe unter der Rinde; besonders die einseitig mit Stickstoff gedüngten Bäume, die wenig Holzfestigkeit besitzen, sind empfindlicher als Bäume, die regelmäßig eine Volldüngung erhalten und somit widerstandsfähiger sind. Durch Beimengen von Lehm und Kuhfladen kann die Kalkbrühe bezüglich ihrer Klebefestigkeit wesentlich verbessert werden, ganz besonders dient diesem Zweck auch eine Zugabe von warmem Rinderblut oder von Wasserglas (zirka ¼ Liter auf 50 Liter Anstrichbrühe). Noch besser ist ein Ueberspritzen der ganzen Obstbäume mit einer Kalkbrühe, oder der sogenannten „Theobaldschen Mischung", die in der Hauptsache ebenfalls Kalk, dazu noch Kali und Wasserglas enthält. Sie wirkt besonders gut gegen Moose und Flechten, und bei nicht allzustarkem Auftreten gegen Eier von Blattfloh, Blut- und Blattlaus. Zur Bereitung von zirka 100 Liter Spritzbrühe benötigt man 80—100 Liter Wasser, 10—12 Kilogramm Aetzkalk, 5 Kilogramm 40prozentiges Kali und zur Erhöhung der Haltbarkeit noch ½ Liter Wasserglas.

Die Baumpfähle müssen nachgesehen werden, schadhafte, abgefaulte Pfähle werden durch neue ersetzt und die Bäume gut mit Kokosstricken angebunden, damit besonders die jüngeren Bäume den oft heftigen Winterstürmen standhalten. Dabei ist zu beachten, daß die Pfähle nicht zu hoch oder zu niedrig sind, und daß sie keine Aststumpfe zeigen, an denen sich der Baum abscheuert. Der Baumpfahl muß feststehen, möglichst auf der Südwestseite des Stammes (Abhalten der Sonnenstrahlen) und soll bis ungefähr 5—8 Zentimeter unterhalb der ersten Kronenäste reichen. Wo mit besonders heftigen Winterstürmen zu rechnen ist, wird der Baumpfahl auf der Seite des Baumes eingeschlagen, wo der Wind am stärksten anzugreifen pflegt.

Für die Schädlingsbekämpfung dürfen wir nicht unsere gefiederten Freunde vergessen. Durch das Aufhängen der verschiedensten Nisthöhlen müssen wir versuchen, wieder möglichst viele Freunde und Helfer aus der Vogelwelt anzusiedeln, die uns im Kampfe gegen die oft sehr stark auftretenden schädlichen Insekten im Obst- und Gartenbau und in der gesamten Landwirtschaft ausgezeichnete und nicht zu unterschätzende Dienste leisten. Ebenso ist eine Winterfütterung dieser Freunde notwendig, wobei ein richtig angelegtes Futterhaus, Futterhölzer usw. sowie die Wahl des geeigneten Futters von großer Wichtigkeit ist.

Angewärmtes Tränkwasser.

Bei Nachtfrösten gefriert das Wasser in den Trinkgefäßen, die noch gefüllt sind, so daß die Hühner am nächsten Morgen nichts aufnehmen können oder gezwungen sind, sich Löcher in die Eisschicht zu picken. Dieses eiskalte Wasser ist den Hühnern äußerst schädlich und soll darum nach Möglichkeit vermieden werden. Kleinere Betriebe, die große Ausgaben für die Geräte scheuen, sorgen deshalb dafür, daß am Abend alles Trinkwasser ausgegossen wird, und es braucht dann am Morgen nur lauwarmes Wasser nachgefüllt zu werden. Man wird dann sehen, wie die Hühner am Morgen dieses Wasser bevorzugen und die Tränken eifrig umlagern. Da solches Wasser bei Tage immer wieder abkühlt, muß man mindestens zwei- oder dreimal frisches Wasser nachfüllen.

Einfacher ist es besonders für den, der nicht in der Lage ist, mit großen Wassermengen weite Strecken zu laufen, Wärmevorrichtungen für die Trinkgefäße zu beschaffen. Im Handel sind verschiedene zweckmäßige Geräte erhältlich, die beispielsweise sehr einfach mit Briketts beheizt werden können. Diese Art der Beheizung ist billig und macht auch gar nicht viel Arbeit. Noch weniger Arbeit macht selbstverständlich die Anwendung von Elektizität, da man nur den Heizuntersatz unter das Trinkgefäß zu stellen hat und die Verbindung mit der Lichtleitung herstellt. Man kann sich aber auch mit Hilfe einer Petroleum- oder mit einer kleinen Oellampe eine heizbare Tränke selbst bauen. In diesem Falle hat man besonders darauf zu achten, daß die Tränke erhöht aufgestellt wird und gut befestigt ist, damit die Hühner die Heizgeräte nicht umreißen können.

Der Zuchtbock. Es ist notwendig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß es grundfalsch ist, einen bewährten Zuchtbock abzuschlachten, nur weil, der Inzucht wegen, ein Wechsel erforderlich ist. Man versuche vielmehr, gute Böcke auszutauschen, um sie auf diese Weise möglichst lange der Zucht zu erhalten. Alte, in voller Kraft stehende Böcke werden stets besseres und ausgebildeteres Zuchtmaterial bringen als junge Tiere!

—r.

Lesefrüchte

„Ganz ohne Mais ist die Geflügelzucht unrationell. Weizen ist vorzüglich, aber entbehrlich, wenn er zu teuer ist. Guter Hafer ist ein wertvolles Futter und wird von den Tieren gern genommen; was sie hiervon liegen lassen ist wertlos oder mindestens minderwertig, und wenn minderwertiger Hafer durch „Stutzen und Bürsten" ein besseres Aussehen bekommt und die Tiere ihn dann wirklich aufnehmen, dann ist das ein sehr kostspieliger Selbstbetrug. Roggen ist nach meiner Ansicht für Geflügel ungeeignet."

FÜR DIE PRAXIS



Lies und Lach'!



Die Weihnachtswette

Franz Meyer war etwas schüchtern. Und infolgedessen noch Junggeselle. Am Weihnachtsabend hatte Familie Krause es sich nicht nehmen lassen, Herrn Franz Meyer einzuladen, denn die bildhübsche Tochter Hilde war im heiratsfähige Alter, und wenn ein Junggeselle immerhin soviel verdient, daß zwei Personen davon leben könnten... also Franz ging jedenfalls hin.

Er liebte die kleine Hilde schon lange, aber wie oben bereits gesagt... Franz war etwas schüchtern.

Na ja... die Weihnachtsgans war ausgezeichnet, und als Franz das dritte Glas Wein getrunken hatte, sprach eine innere Stimme in ihm: „Franz, du elender Feigling, fort mit deiner dummen Schüchternheit... heute kommt es darauf an!"

Als nach dem Essen das junge Volk umhertollte und allerlei Allotria trieb, sagte Franz plötzlich todesmütig: „Fräulein Hilde, ich kann Sie küssen, ohne Sie zu berühren!"

Großes Hallo!

„Das ist ja ganz unmöglich!" sagte Hildchen, „um was wollen wir wetten!"

„Schön", sprach laut die innere Stimme in Franz, der immer mehr Angst über seine Courage bekam, „wetten wir um eine Tafel Schokolade!"

„Abgemacht" — Handschlag und dann nahm Franz, der schüchterne Franz, die kleine Hilde in den Arm und gab ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund.

„Verloren!" brüllten alle, „Sie haben sie doch berührt!"

„Na ja", glückstrahlte Franz, „dann hat es eben dieses Mal nicht geklappt, hier ist die Tafel Schokolade!"

*

„Max", nimmt sich Mama ihren mißratenen Sprößling vor, „gestern war im Speiseschrank noch ein großes Stück Torte, heute ist die Torte weg, spurlos verschwunden!"

„Wirklich?" fragt Max, scheinbar höchst erstaunt, „da ist offenbar ein Wunder geschehen!"

„Sprich keinen Unsinn, du Lausbub!" schimpft Mama, „es gibt keine Wunder!"

Da sagt Mäxchen gekränkt: „Ach bitte, Mama, laß' mir doch meinen Kinderglauben!"

*

„Onkel Peter, ist eine Flasche Kognak noch ebenso gut, wenn sie ein Jahr lang im Keller gestanden hat?"

„Ja, mein Junge, dieses Experiment ist bei mir bis jetzt immer ein verunglückter Versuch geblieben."

*

Fritzchens Onkel ist klein, dick, rundlich und hat O-Beine. Eines Tages fragt der Kleine:

„Ohm, hat dich auch der liebe Gott gemacht?"

„Sicher, lieber Junge!"

„Na, wie der dich fertig hatte, da wird der aber gelacht haben."

*

Wir hatten ja mal wieder zu tun!...

Die beiden Damen befanden sich in einem angeregten Gespräch. Natürlich über ihre lieben Nächsten. „Nein", sagte die eine, „von Alice weiß ich nichts als Gutes." Dann wollen wir doch von etwas anderem sprechen", fiel die zweite rasch ein.

*

Der deutsche Arzt Petersen hatte einem Neger eine Schachtel Pillen verordnet. Er fragte ihn einen Tag später:

„Nun, Sam, hast du die Schachtel Pillen eingenommen?"

„Ja", grinste Sam, „aber der Deckel bereitet ein unangenehmes Gefühl im Magen."

*

„'Tag, lieber Schulz, wie geht's dir denn?"

„Ach, weißt du, von meinem sauer ersparten Geld habe ich mir doch eine Hühnerzucht im Keller angelegt. Alles ging gut, die Hühner legten Eier, die Küken gediehen prächtig. Aber was soll ich dir sagen — platzt da neulich das Wasserrohr und alle Hühner ertranken!"

„Siehste, hab' ich dir doch gleich gesagt — Enten hätt'ste kaufen müssen!"

*

„Ja, Ohlsen, ich habe viele Menschen in meinem Leben gekannt, aber niemanden, der so viel getrunken hätte, wie Sie!"

„Aber, Herr Pastor, jetzt schmeicheln Sie!"

*

Eine Fridericus-Anekdote

Die Folgen des siebenjährigen Krieges zwangen König Friedrich zu äußerster Sparsamkeit. Auch gegen sich selbst war er beinahe geizig. Nur seine beiden geliebten Windspiele waren von diesen Maßregeln ausgenommen. Sie bekamen das Beste von der Tafel und genossen allergrößte Freiheiten.

Eines Tages war König Friedrich damit beschäftigt, einen Brief abzufassen, der an einen Landrat, einen hochverdienten Beamten, gerichtet war und diesem seine Anerkennung für seine guten Dienste aussprach. Das Schreiben war bereits fertig, nur der Platz, in welchen Friedrich die Summe des Geldgeschenkes, das den Brief als sichtbares Zeichen seines Wohlwollens begleiten sollte, hineinsetzen wollte, war noch freigeblieben. König Friedrich konnte sich über die Höhe des Betrages nicht einig werden. Schließlich kam er von den anfänglichen hundert Gulden auf vierzig Gulden und dachte, das würde nun wohl auch genügen. Eben wollte er die Zahl einsetzen, als das Essen für die Windhunde, die immer um ihn waren, gebracht wurde. Diana, das jüngste Tier, sprang auf die Schüssel zu, ergriff ein gebratenes Huhn und schleppte es hastig auf den Schreibtisch des Königs, mitten auf den Brief hinauf, um es dort ungestört zu verzehren. Der Brief war ganz von Fett durchtränkt, aber Friedrich lachte nur und sagte: „Diana, du erinnerst mich, daß ich den Brief fett machen sollte, du bringst mich um Geld. Allez, Diana, herunter!"

Dann nahm König Friedrich die Feder in die Hand, setzte „100 Friedrichsdors" in das Schreiben ein und versah es mit folgender Nachschrift: „Meine Diana hat mich ermahnt, daß der Brief fett sein soll und muß, wie Er sieht. Also nehme Er die beyfolgende Summa von seinem wohlaffectionierten König."

*

„Nun, Herr Doktor, wie steht es mit meinem Mann?"

„Nicht so schlimm, Frau Krause, nur sein Magen ist etwas in Unordnung!"

„Dacht' ich's mir doch! Also, Herr Doktor, ich kenne keinen Mann, der so unordentlich ist, wie er! Sie sollten nur mal seinen Schreibtisch sehen!"



KLEINE ANZEIGEN